

Die mühsame Suche nach der Wahrheit in der Ökonomie



Foto: Frank Kunert

■ Die Preisabsprache

Wahrscheinlich wahr

Der Westen kommt seit Jahren nicht zur Ruhe, stürzt von wirtschaftlichen Krisen in politische. Das lässt auch die Ökonomie nicht kalt. Die „eine“ Wahrheit kannte sie ohnehin nie. Doch wenn es im System knarrt, werden alte vermeintliche Wahrheiten schneller verworfen. Wie sich ihr Denken in den vergangenen Jahren veränderte.

Andreas Sator

Die Märkte, sie regeln sich von allein. Das war bis zum Krach die vorherrschende Meinung unter Ökonomen. Wenn wir sie nur mit den vielen Regeln und Bestimmungen in Ruhe lassen, dann sind sie „effizient“, sie funktionieren, sie sorgen dafür, dass Geld zu denen findet, die es gerade brauchen, dass sich Firmen gut um die Bedürfnisse der Gesellschaft kümmern. Dann kam die Pleite der Investmentbank Lehman Brothers. Sie sorgte für einen Krach im globalen Finanzsystem, legte es beinahe in Schutt und Asche.

Aber nicht nur bei den Bankern und Anlegern, auch in den Köpfen vieler Ökonomen knarrte es gewaltig. Was, wenn das alles gar nicht stimmt? Wenn Märkte nicht so effizient, stabil und selbstregulierend sind, wie wir dachten?

Der Konsens, der sich so lange hielt, die Wahrheit, sie waren wieder ein Stück weit verhandelbar geworden. Und das Bewusstsein, dass das mit der *einen* Wahrheit in der Ökonomie so eine Sache ist, ins Zentrum der öffentlichen Debatte gerückt. In den vergangenen Jahren ist vieles verhandelbarer geworden. Durch die wirtschaftlichen Krisen, die Millionen Menschen die Jobs kosteten, nicht zuletzt aber auch durch die politischen: die Wahl Donald Trumps, die Brexit-Abstimmung oder die Sorge um den enormen Zulauf der Rechtspopulisten.

„Wir haben viel gelernt“, sagt der Leiter des Volkswirtschaftsinstituts der Wiener Wirtschaftsuniversität, Jesus Crespo Cuaresma. Spekulative Blasen seien ein Phänomen gewesen, dass die Ökonomie relativ schlecht verstanden habe. „Das ist aber das Schöne an der Wissenschaft. Wir glauben, wir verstehen eine Sache halbwegs, und dann passiert etwas, das das Gegenteil beweist.“ Dann gehe es wieder von vorn los, „wir denken nach, es bewegt sich was, das ist ein langsamer Prozess.“ Die Ökonomie funktioniere da nicht anders als andere Wissenschaften.

Nicht nur über die Selbstheilungskräfte von Märkten denken wir heute anders.

■ Zinsen fallen nie unter null – oder doch?

Bis vor einigen Jahren war sich die Ökonomie einig: Bei null ist Schluss. Der „Zero Lower Bound“, so die technische Bezeichnung, war in der Forschung omnipräsent. Unter null können die Zinsen nicht gehen, denn wer würde sein Geld verborgen, wenn er dafür zahlen müsste? Oder Geld anlegen und dafür Minuszinsen kassieren? Nun wissen wir: Das geht. Viele Banken und Fonds tun es seit geraumer Zeit. Viele Notenbanken verlangen Minuszinsen von Banken, die ihr Geld bei ihnen parken wollen. Das passiert zum Beispiel in der Eurozone, in Schweden und der Schweiz.

Gleichzeitig kann sich der österreichische Staat für einige Jahre Geld borgen: ebenfalls zu Minuszinsen. Banken und Fonds parken das Geld lieber zu niedrigen Negativzinsen, als sich unzählige riesige Tresore anzuschaffen. „Bislang hat unser Verständnis auf ganz wenigen Beispielen und Modellen beruht“, sagt Crespo. Jetzt könne man das Thema besser verstehen.

■ Wenn wir Geld drucken, kommt die Inflation – oder doch nicht?

Als die Notenbank der USA, die Fed, damit begann, die Märkte mit Geld zu fluten brachen in den USA hitzige Diskussionen aus. Viele konservative Wirtschaftswissenschaftler sahen die Inflation durch die Decke gehen, passiert ist: nichts. Die Preise stiegen nicht mehr als um ein, zwei Prozent. Aus der Vergangenheit wissen wir, dass es gefährlich werden kann, wenn in einem Land Geld gedruckt wird. In der Weimarer Republik oder in Simbabwe hat das zu einer Hyperinflation geführt. Warum aber diesmal nicht?

„Es liegt nicht daran, dass unsere Theorie nicht wahr gewesen wäre“, sagt Paul De Grauwe von der London School of Economics. „Diese Leute haben schlicht nicht auf sie gehört.“ Das Geld, das gedruckt wurde, blieb in den Banken stecken, es wurde selten als Kredit weiter in die „echte Wirtschaft“ gegeben. „Das war bei den Bedin-

gungen erwartbar.“ Auch deutsche Ökonomen warnten vor einer hohen Inflation, mittlerweile ist es um das Argument still geworden. Es gibt Wahrheiten in der Ökonomie – manchmal müssen sie sich aber eben mühsam durchsetzen.

■ Freier Handel ist gut für die Welt – aber nicht für alle?

Dass Freihandel positiv für die Welt ist, ist für Ökonomen so etwas wie die menschgemachte Erdwärmerung für Klimaforscher: ein Faktum. Fast alle Ökonomen sind der Ansicht, dass die Welt als Ganzes durch freien Handel reicher wird. Eine Wahrheit, die noch immer hält, der Glaube an das absolute Gute des Handels hat in den vergangenen Jahren aber etwas zu bröckeln begonnen.

Der MIT-Ökonom David Autor hat die Branche aus dem Gleichgewicht gebracht. In den USA hätten zwei Millionen Menschen ihre Jobs wegen des Handels mit China verloren – und entweder gar keine neuen oder schlecht bezahlte gefunden. Spätestens seit sich immer mehr gegen die Globalisierung auflehnen, beschäftigen sich mehr Ökonomen mit den Schattenseiten des Freihandels. Die sind seit langem bekannt, *wahr* haben wollten sie aber viele nicht.

■ Wenn Reiche reicher werden, profitiert jeder – oder doch nur sie selbst?

Wenn fast das ganze Wachstum der Einkommen an die Reichen geht, dann ist das kein Problem: Sie investieren, stellen Leute an,

geben ihr Geld in Boutiquen aus. Am Ende des Tages profitieren so alle. Die „Trickle down“-Theorie hat in den USA viele Anhänger, etwa den jetzigen Präsidenten, es deutet aber nicht viel darauf hin, dass sie wahr ist. „Man kann auf keinen Fall sagen, das weiß man empirisch“, sagt Ökonom Crespo. „Es ist noch eine offene Frage.“

Wahr ist aber, dass sich immer mehr Ökonomen damit beschäftigen, wer wie viel vom Kuchen bekommt. Die Ungleichheit, die lange kaum jemanden interessierte, ist unter Ökonomen jetzt in Mode. Dass man auf die weniger Privilegierten schauen sollte, sagen viele heute so selbstverständlich, wie sie früher Märkte als effizient und stabil bezeichneten.

Handel mit der Wahrheit

„Es gibt Moden und Trends, ja“, sagt der Ökonom Crespo. „Wissenschaft, Politik und Medien beeinflussen sich.“ Obwohl die Ökonomie keine Gesetze wie die Physik kennt, kann man zu vielen Themen verlässliche Aussagen treffen, sagt Martin Kocher, Chef des Instituts für Höhere Studien: „Wir Ökonomen sind uns in grundlegenden Dingen relativ einig.“

Die Ökonomie versucht, sich der Wahrheit zu nähern. Unbequeme Wahrheiten brauchen meist etwas länger, um sich durchzusetzen. Was als wahr und falsch gesehen wird, ändert sich aber mit der Zeit. Die gerade plausibelste Form der Wahrheit, sie muss immer wieder aufs Neue ausgehandelt werden.



In Wahrheit ist die Wahrheit wahrscheinlich eine lederne Kugel



Foto: Frank Kunert

■ Golden Goal

Die Wahrheit liegt auf dem Platz

Das Fußball- ist ein Theaterspiel. Sein Grundthema ist immer die Frage der sinnreichen Wahrheitsfindung. Dass diese ausschließlich innerhalb dieser Einheit von Zeit, Raum und Handlung gilt, treibt die Videobeweis-Apologeten zur Weißglut. Ihnen sei ein 1:1 aus dem Jahr 1998 hämisch ins Stammbuch geschrieben.

Wolfgang Weisgram

Unter all den weisen, sinnreichen Dingen, die der Fußball uns lehrt fürs Leben, ist die Schnörkellosigkeit der Wahrheitsfindung gewiss das schönste. Wir Komplexler neigen im Normalbetrieb ja eher – und bedauernswertweise zunehmend – dazu, in allem auch was jeweils anderes nicht nur zu sehen, sondern auch zu verstehen. Manchmal geschieht es gar, das Falsche fürs Richtige zu nehmen; zuweilen unterläuft uns das Gegenteil davon; und am Ende weiß keiner mehr – nicht nur buchstäblich – ob er ein Mandl ist oder ein Weibl.

Dagegen das Fußballspiel! Da gilt er noch, dieser klare, unmissverständliche Satz vom ausgeschlossenen Dritten. Foul oder nicht Foul, Abseits oder nicht Abseits, Tor oder nicht Tor – tertium non datur.

Auf und am

Die Wahrheit liegt *auf dem Platz*, sagt der Fußballweise, wenn er es überdrüssig ist, gegen jene anzuargumentieren, die davon ausgehen, sie liege *am Platz*! Am Platz, *an dem Platz*, geht aber die Geradlinigkeit verloren. Hier wird nicht entschieden, sondern beschieden; nicht gerichtet, sondern gerechdet; nicht erstritten, sondern gestritten.

Zur Wahrheitsfindung selbst trägt das alles nichts mehr bei. Die Frage, ob etwas ein Abseits war

oder nicht, ein Handspiel oder nicht, eine rote Karte oder nicht, ist dann so müßig wie die Frage, ob das dicke Weiße, das grad vom Himmel fällt, Schnee sei. Gott und der Schiedsrichter gleichen sich insofern, als beide aus Eigenem Tatsachen schaffen. Das ist das Wesen der sogenannten Tatsachenentscheidung. Natürlich folgt auch diese gewissen festgeschriebenen Regulativen. Aber wie der Herrgott selbst kann auch der Schiedsrichter auf krummen Zeilen sehr wohl sehr gerade schreiben und ein Tor zu einem Tor machen. Oder aus keinem keines. Je nachdem. Denn er ist es, der die Tatsache erst schafft.

Dagegen hilft auch kein noch so hübscher Videobeweis. Was wiegt, das hat's. Wer auf dem Platz glaubt, dagegen Einspruch erheben zu können, geht duschen. Wer es am Platz tut, kann sich brausen gehen.

Das ist ganz so wie im wirklichen Leben – vor und nach den 90 Minuten also –, in dem ja nicht selten auch einer zum Handkuss kommt wie die Jungfrau zum Kind (oder umgekehrt). Aber wenn der Herrgott geschiedsrichtet hat, ist schwer, mit ihm zu rechten, zumal er zu Recht darauf hinweisen wird, ein Ungemach treffe gerechterweise einmal den Gigl, dann eh wieder den Gogl.

Mattersburgs Alois Höller, der unlängst das klassenerhaltende

1:0 gegen Altach aus einer klaren Nichtabseitsstellung erzielt hat, sagte es so: „Mir sind auch schon reguläre Tore aberkannt worden. Über die Saison gesehen kommt aber alles wieder zurück.“ In dem Moment, als Höller dies sagte, war Altachs Trainer Martin Scherb so fuchsteufelswild („eklatante Fehlentscheidungen“), dass er wahrscheinlich sogar den Videobeweis gefordert hätte, mittels welchem dann der auf dem Platz längst schon geführte Wahrheitsbeweis durch den Filter einer zweiten Wirklichkeit auf den Prüfstand jener TV-Experten gestellt werden sollte, die mit den – eine dritte Wirklichkeit schaffenden – Analysetools schon für Verwirrung genug sorgen.

Im Juni 1998 war Alois Höller neun Jahre alt. Damals spielte – Martin Scherb wird sich erinnern – Österreich bei der WM-Endrunde in Frankreich. Teamchef war ORF-Chefanalytiker Herbert Prohaska, Teamgoalie der Sky-Experte Michael Konsel.

Österreich spielte in der Gruppe B gegen Italien (1:2), Kamerun (1:1) und am 17. Juni in Saint-Étienne gegen Chile. Das Spiel endete nach einem Tor von Ivica Vastic in der 92. Minute mit 1:1. Aber eigentlich – praktisch, wie man in Österreich zu sagen pflegt – habe man 1:0 gewonnen.

Auf dem Platz stellte Chiles Marcelo Salas in der 70. Minute auf ein

1:0, das *am Platz*, an der Linie nicht weniger wie im Fernsehstudio, im Handumdrehen als „irregulär“ erkannt worden ist. Befeuert von Michael Konsel („Kein Tor, darauf kannst du Gift nehmen, der Ball war sicher nicht hinter der Linie“) warf der ORF nicht nur jede verfügbare Zeitlupe und Superzeitlupe an, um der Tatsache des Torpfiffs den Schmuck des Wahren zu rauben – sondern sogar den dazumal allerneuesten, computer-gestützten ballesterischen Wahrheitsgenerator.

Virtual Replay

Es war dies ein Tool (damals nannte man das noch nicht Tool) namens Virtual Replay, ein definitiver Wahrheitschecker. Und mittels dieses Enttarners aller Lügen-schiris erkannte auch Teamchef Prohaska, dass es zwar knapp war, sehr knapp („Es könnte sein, dass der Ball zu sieben Achtel hinter der Torlinie war“), aber das heiße dennoch: kein Tor. Chiles Kapitän Iván Zamorano, dessen Kopfball Salas verwertet hatte, erwiderte: „Einen Meter war der Ball hinter der Linie, mindestens.“

An der Linie stand damals allerdings – wie zum Beweis, dass die Wahrheit sich auch mit der Wirklichkeit zu verschränken vermag – nicht nur das wachelnde Adlerauge des ägyptischen Schiedsrichterteams, sondern auch der Reuters-Fotograf Pawel Kopczynski. Und während mithilfe des Virtual Replay ein ums andere Mal – und ein ums andere Mal erreger – dar-

gelegt wurde, dass und wie sehr das kein Tor war und sein konnte, tickerte das Bild in die österreichischen Zeitungsredaktionen, wo es mit sehr großer Freude, um nicht zu sagen Genugtuung, auf die jeweilige Titelseite platziert wurde.

ORF-Sportchef war damals Elmar Oberhauser, sein Fußball-Souschef Hans Huber. Und beide räumten Analysetool-bezüglich ein: „Da kann es zu einer Computertreuung von zehn Zentimetern kommen, das wissen wir.“

In den Wahrheitsfindungen *am Platz* wird es das immer tun, ob computergestützt oder bloß meinungsstark am Stammtisch. Denn hier, in der dritten Halbzeit, geht es ja nicht darum, die Dinge zu nehmen, wie sie halt gekommen sind, sondern ihnen zusätzlich einen Sinn, eine Bedeutung zu geben. Und im Fall des Falles auch einen, der schuld daran hat und von dem es in jedem Fall gut wäre zu wissen, wo sein Auto steht.

Auf dem Platz ist das wurscht. Da passiert, was passiert, weil es passiert. Tor ist's, wenn's der Schiri pfeift. Der Schiri nimmt, der Schiri gibt. Das Pech, das du hast, kommt als Glück meistens wieder. Und wenn es dennoch hart auf hart kommt, sollte man sich – angesichts der theatralisch ehernen Einheit des Ortes, der Handlung und der Zeit erst recht – immer daran erinnern: Es geht eigentlich nur um Fußball. Und das ist, bei aller sonstigen Wahrheit, ganz gewiss die schlüssigste.



Fotokünstler Frank Kunert im Porträt

Bühnenbilder für die Fantasie

Roman Gerold

Na bravo, welch ein baulicher Fauxpas! Da, an diesem Hochhaus, dessen Balkone auf der falschen Seite angebracht sind, dort, wo gar keine Ausgänge sind. Und die Balkontüren? Gehen dafür auf der anderen Seite ins Leere. Lebensgefährlich ist das, ein Skandal! Wer in aller Welt hat sich denn das nur wieder ausgedacht? Ich mein, wenn dieses komplett verhaute Wohnhaus nicht im STANDARD abgebildet wäre (auf Seite 5, schauen Sie selbst), tät man doch meinen, das kann überhaupt nicht wahr sein.

Nun, Sie ahnen es unter Umständen schon: Ist es eh nicht. Man muss jetzt keinem Architekten ein Hassposting hinterlassen. Der, der sich diese Pointe ausgedacht hat, ist der Fotograf Frank Kunert. Geboren 1963 in Frankfurt am Main, hat er sich seit den 1990er-Jahren auf eine Art der Fotografie spezialisiert, bei der es immer wieder auf den zweiten Blick ankommt. Seine zuweilen täuschend realistisch anmutenden Szenen, die durch diese Schwerpunktausgabe führen, beruhen nämlich samt und sonders auf Miniaturmodellen.

Keine heile Welt

Was man hier auf den ersten Blick für Schnee hält, ist eigentlich Salz; die Verschlusskappe eines Textmarkers wird zum Mistkübel, ein Stromkabel zum Handlauf einer Stiege. Kunert lässt einigen Einfallsreichtum walten, wenn er in seiner zwanzig Quadratmeter großen Werkstatt im deutschen Boppard miniaturisierte Stadtansichten, Villeninterieurs, Hochhäuser konstruiert. Nur in Ausnahmefällen greift er auf Spielzeugmöbel oder Modelleisenbahnbedarf zurück.

Eine heile Puppenstubenwelt hat Kunert aber sowieso nicht im Sinn. Der Abgrund respektive das Abgründige ist in seiner surrealen, schwarzhumorigen Bildwelt nie fern. Da gibt es dieses Bild einer halbscherich steilen Treppe mit mangelhaftem Geländer, an deren oberem Ende verlockenderweise ein Baum wächst; *Grün ist die Hoffnung* nannte Kunert es (Seite 1). Da gibt es diesen Treppenlift, der gehörig über sein Ziel hinauschießt, vermag er seinen Passagier doch direkt beim offenen Fenster hinaus gen Himmel zu befördern („Hoch hinaus“, Seite 17).

Aber: welchen Passagier eigentlich? Tatsächlich sind Kunerts Bilder von jedwedem Figuren befreit. Früher, als er mit seinen „Fotografien kleiner Welten“ begonnen hat, hat er ab und zu mit Figürchen gearbeitet, erzählt der Künstler. Er habe dann allerdings

„Fotografien kleiner Welten“ nennt Frank Kunert seine Bilder. Auf Basis von Miniaturmodellen schafft der deutsche Fotograf realistisch anmutende Szenarien, in denen so manches wohl nicht wahr sein darf.



Frank Kunert lässt in seiner Werkstatt die Liebe zum Detail walten. Wenn er nach wochen- oder monatelanger Vorbereitung auf den Auslöser der Großformatkamera drückt, muss die Illusion perfekt sein.

festgestellt, dass es diese gar nicht brauchte. „Die Architekturen sind Stellvertreter für das, was sich in ihnen abspielt“, sagt er. Sie stehen für die kleinen und größeren Tragödien des Alltags, für zwischenmenschliches Aneinandervorbeireden, aber auch für Melancholie oder die Angst vor dem Tod. Das Bild vom Treppenlift etwa symbolisiert für Kunert die Ambivalenz zwischen „dem Gefühl, Freiheit zu erlangen, und der Vorstellung, dass hier jemand stirbt“.

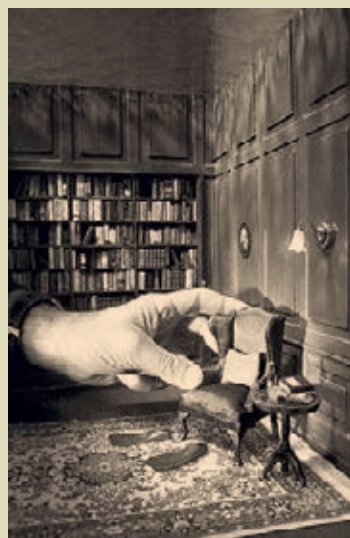
Davon, dass „Dinge aufeinandertreffen, die nicht zusammenpassen“, erzählt das Bild *Golden Goal* (Seite 36): Einige Fußbälle sind just im Schaufenster eines „Glas-Porzellan“-Geschäfts gelandet, was einerseits freilich blöd, andererseits aber auch kein Wunder ist. Schließlich prangt an der Seitenwand des Geschäftshäuslchens eine „Torwand“, also eine Plane mit zwei Löchern, wie sie Fußballer fürs Training nutzen. „Hier wird etwas Zerbrechliches, das sich nicht wehren kann, Opfer eines An-

griffs, der dann auch etwas Spielerisches hat“, so formuliert Kunert eine mögliche Interpretation dieses Bildes.

Wie genau allerdings die Torwand auf den Porzellanladen kam? Derlei Rätsel überlässt er gerne dem Betrachter. Kunert geht es vor allem darum, eine „verdichtete Ruhe“ zu schaffen, wenn er Ideen aus dem Notizbuch „in Architektur überträgt“. Von „Bühnenbildern“ spricht er bei seinen Modellen auch, von Kulissen, in denen die Fantasie auf Spurensuche gehen kann: Wer lebt hier? Wer schaut (oder fliegt) hier gleich aus dem Fenster?

Es sind dies Fragen, die sich der Künstler auch selbst stellen mag, wenn er sich im Zuge seiner Recherchen nicht nur ins Internet, sondern auch zu Spaziergängen an den Stadtrand aufmacht. Wenn es ihn hinzieht zu diesen oft schäbigen (Wohn-)Bauten, die „man normalerweise gar nicht so wahrnimmt“. Die beredten Verfallsspuren an ihnen, die gedachten Alltagsgeschichten in ihnen sind es, die den Künstler inspirieren, wenn er später in der Werkstatt fiktive Architekturen entwirft.

Bis ein Bild fertig ist, vergehen Wochen, manchmal Monate. Bereits in der Konzeptionsphase beginnt Kunert mit Modellentwürfen, schneidet Leichtschäumplatten zu Wandteilen, experimentiert mit Farben für die Patina. Was richtig und was falsch ist, entscheidet dabei der Blick durch



Eine kleine Korrektur am Modell zum Bild „Taucherparadies“.

Foto: Elizabeth Clarke

die Großformatkamera. Am Ende muss sich die Illusion, die durch das jeweilige Modell erzeugt wird, nämlich allein auf dem Foto bewähren – und nur aus einem einzigen Blickwinkel. Wenn Kunert in seinen Ausstellungen die Fotografien zusammen mit den Modellen präsentiert, so kann er damit nicht zuletzt auch zeigen, „wie sehr sich das Auge täuschen lässt“.

Beim raffinierten Umgang mit Kamera und Licht schöpft Kunert auch aus seiner Erfahrung als Produktfotograf. Während seiner Fotografienlehre war er immer wieder angehalten gewesen, ganz profane Dinge wie etwa einen Türbeschlag im besten Licht erscheinen zu lassen. Dass er nicht in der Werbebranche bleiben wollte, war ihm früh klar, sagt der Künstler, „aber hinsichtlich Illusionserzeugung hat mir die Werbung natürlich eine gute Basis geschaffen“.

Dass er, der das Haptische und die Entschleunigung bevorzugt, die Medienwelt kritisch betrachtet, wird auch in manchen Bildern deutlich. Eins davon mag man aus den sozialen Netzwerken kennen, ohne zu wissen, dass es von Kunert stammt: Es zeigt ein Klo, dessen Abflussrohr quer durchs Wohnzimmer verläuft und direkt ins Fernsehgerät mündet. Nur Sch... im TV: Als Kunerts subtilste Pointe wird man dieses Bild mit dem Titel *Live-Übertragung* (Seite K 10) ehrlicherweise nicht bezeichnen können. Dafür machte es vor einiger Zeit auf Facebook eine größere Runde.

Der kluge Nachwuchs

Kritik übt Kunert übrigens auch an der oft elitären modernen Kunst. Im Bild *Auf hohem Niveau* zeigt er ein nicht sonderlich barrierefreies „Museum of Contemporary Art“, dessen Eingangsstufen erst über Kopfhöhe beginnen. Derart unzugänglich, eben „abgehoben“, sollen seine eigenen Bilder freilich nicht sein.

Und eine besondere Beziehung dürften so jedenfalls nicht zuletzt Kinder zu seiner Fotografie haben: Gelegentlich habe er beobachtet, dass die Kleinen ihren Eltern seine Bilder „erklären“, sagt Kunert. Bei einer Ausstellung habe etwa einmal ein Erwachsener das Bild vom Hochhaus mit den falschen Balkonen nur ganz kurz betrachtet und mutmaßlich nicht realisiert, was er da eigentlich sah. Erst der Nachwuchs regte dann zum zweiten Blick an. Wie das zu erklären sei? „Erwachsene denken sich: ‚Aha, ein Hochhaus, kenn ich schon, brauch ich nicht weiter hinschauen.‘ Aber Kinder sind unvoreingenommener und merken, dass sich hier eigentlich was ganz Absurdes abspielt.“

Von Frank Kunert sind im Hatje-Cantz-Verlag die Fotobücher „Verkehrte Welt“ (2008) und „Wunderland“ (2013) erschienen.

➤ Weitere Informationen unter: www.frank-kunert.de



GESCHÜTTELT, NICHT GERÜHRT

Von Julia Rabinowich

Kindermund und Veritas

Die unschuldige Kinderseele und ihr Anspruch des Entschleierns von gesellschaftlich Verborgenen ist ein zeitloser Dauerbrenner für Buch, Film und Fernsehen.

Das Kind – eine latente Gefahr zu Zeiten der Diktatur. Wer politische Witze, zu Hause hinter vorgehaltener Hand erzählt, großzügig in der Gegend verteilt, wie ich das tat, mutiert

zum Lieblingsschatz der Familie, beliebt wie eine unerwartete Lawine und nur noch getoppt von der Beulenpest. Aber auch in Zeiten des Friedens und der Demokratie und der vom Staat subventionierten, unterirdisch gestalteten und deswegen wohl auch so gerne in der U-Bahn offerierten Massenblätter kann Kindermund eine ungemein bereichernde Sache für alle darstellen. In Kinderbirnen bildet sich offenbar schnell ein faszinierendes Amalgam an Wahrgenommenem und

dem eigenen Gefühl für die Sache selbst. Und wie die meisten Naturgewalten drängt auch dieses gnadenlos an die Oberfläche des Seins. Das manifestiert sich dann zum Beispiel im gut gefüllten Schulfestsaal, wenn die Autorin zur Lesung geladen ist – an einem besonderen Tag. Die engagierte Lehrerin, die die Meute gut unter Kontrolle hält, raunt verschwörerisch in den Raum: „Kinder, wisst ihr, was heute für ein besonderer Anlass für unseren Besuch hier ist?“

Der Saal schweigt. „Heute hat ein ganz berühmter Märchen-erzähler Geburtstag! Wer kennt seinen Namen?“ Der Saal schweigt noch lauter. Die Lehrerin, schmeichelnd: „Ich helfe euch! Sein Vorname ist ...“ Dramatische Pause. „Sein Name ist ... Hans ... Christian ...“ Es ertönt ein empört-verwunderter Ruf aus dem Saal: „Strache?!“

Der Kaiser, pardon, der Bürgerkanzler war nackt. Und Hans Christian Andersen rotierte heftig in seiner letzten Ruhestätte.

Lügende Kameras und wahrhaftige Fotografie



Foto: Frank Kunert

■ Tennis-Halfpipe

Wie Fotos lügen können

So muss es gewesen sein. Muss es so gewesen sein, nur weil es auf einem Foto so zu sehen ist? Nicht wirklich. Über die Lügen der Kamera, die Wahrheit des Bildes, die Macht der Fotografie über den Moment, die Grenzen der Realitätsabbildung und die Wahrhaftigkeit der Person hinter dem Objektiv.

Michael Freund

Realistisch, detailgetreu, wie das wirkliche Leben! Wer nach solchen Kriterien Fotos beurteilt, könnte glauben, etwa bei Andreas Gursky besonders fündig zu werden. In vielen der quadratmetergroßen Bilder des Künstlers finden sich auch nebensächliche Kleinigkeiten scharf abgebildet, in jedem der Gesichter vermeint man einen Gefühlszustand zu erkennen: So muss es gewesen sein.

Der Haken dabei ist allerdings, dass Gursky seine Fotos oft montiert, nachbearbeitet, dupliziert, nachinszeniert. Ob Madonna-Konzert, Boxenstopp in der Formel 1 oder Hochhäuser in Paris, der Betrachter weiß nicht, wo die Dokumentation aufhört und die künstlerische Freiheit beginnt. Je scheinbar wirklichkeitsnäher die fotografische Technik, desto vielfältiger die Möglichkeiten zu manipulieren.

Tatsächlich ist der Anspruch, dass Fotos die Realität abbilden, nicht erst seit Gursky, sondern von Anfang an problematisch. Und erst recht stellt sich die Frage, ob und wie viel die technisch reproduzierbare Lichtbildnerie mit Wahrheit zu tun hat.

Wieso soll die Fotografie besonders gut das wiedergeben, was um uns herum existiert? Das klingt zwar auf ersten Blick (!) so selbstverständlich, dass sich eine Antwort zu erübrigen scheint. Machen wir nicht dauernd Bilder, um

uns und andere der Tatsächlichkeit einer Party, eines Sonnenuntergangs oder einer Kathedrale zu versichern? Zurzeit werden grob geschätzt mehrere Milliarden Fotos *pro Tag* ins Netz geladen, Tendenz steigend.

Doch das beantwortet die Frage nicht, was daran wirklich und was wahr ist. Machen wir zunächst einige technische Einschränkungen. Fotos sind zweidimensional. Sie waren fast ein Jahrhundert lang nur schwarzweiß, bestenfalls nachkoloriert. Was immer ihr Objekt ist, sie halten höchstens fest, was zu sehen ist, keinen Klang, keinen haptischen Stimulus, keinen Geruch, in Normalfall keine Bewegung (Film tut das schon; das wäre eine andere Geschichte) – sie halten nur einen Moment fest. „Darin, dass sie Augenblicke überprüfbar macht, die der normale Zeitablauf unverzüglich enden lässt“, liegt Susan Sontag zufolge „die Macht einer Fotografie“.

Wie Sontag in ihrem grundlegenden Buch *Über Fotografie* (im amerikanischen Original 1977 erschienen) ausführte, folgt daraus keineswegs, dass Bilder die Welt zeigen, wie sie ist, fast im Gegenteil. Von Anfang an, seit den ersten Bildern von Niépce und Daguerre, gab es verschiedene Ansichten, was von dem neuen Medium zu halten ist und wozu es gut ist. Für die einen war es die Fort-

setzung der Malerei mit modernen Mitteln, sozusagen Instant-Gemälde. Dazu passte der Hang vieler früher Fotografen, das Vorgefundene zu idealisieren, statt zu versuchen, es zu re-produzieren – Kalotypie, schönes Bildwerk, nannte der englische Fotopionier Fox Talbot die neue Technik.

Andere hielten die Kamera zwar für eine Möglichkeit, die „objektive Wirklichkeit“ zu zeigen, wie sie ist (nicht zufällig heißen die Linsen an den Apparaten Objektive). Die Person, die den Verschluss auslöst, würde dann höchstens entscheiden, wann dieses unpersönliche Bild des Vorgefundenen festgehalten wird.

Doch darin steckt schon der Widerspruch. Denn natürlich ist diese Entscheidung ebenso subjektiv wie der Bildausschnitt, der Winkel, die Brennweite, die der Fotograf wählt: Was ist im Rahmen, was bleibt draußen? „Framing“ ist ein Begriff aus den Sozialwissenschaften, der genau das meint: Wir denken und sehen Dinge immer innerhalb eines abgesteckten Feldes und lassen anderes weg.

Selbst wenn man diese Rahmen-Bedingung außer Acht lässt: Auf Bildern ist keineswegs immer die vorgefundene Außenwelt zu sehen, wie sie im Moment des Abdrückens geant wurde. Bereits in den 1850er-Jahren, schreibt Sontag, hat ein Fotograf eine Me-

thode des Retuschierens erfunden – von Negativen, nicht erst auf dem Papier! „Die Nachricht, dass die Kamera lügen könnte, sorgte dafür, dass es sehr viel populärer wurde, sich fotografieren zu lassen“ – gute eineinhalb Jahrhunderte vor der Selfie-Generation.

Der angeblich so große Unterschied zwischen analoger und digitaler Fotografie relativiert sich hier erheblich. Für beide Techniken gelten dieselben optischen Gesetze. Beide bannen die Außenwelt, also Licht, auf ein Trägermaterial – Film oder Sensor –, auf dem man zunächst gar nichts sieht. Erst dank chemischer bzw. elektrischer Prozesse entsteht das Foto. Es stimmt, dass wir heute Digitalbilder auf viel einfachere Weise manipulieren können, aber möglich war das immer schon, auf Papier und sogar, wie gesagt, am „Originalnegativ“.

Dieses kann man, im Unterschied zu digitalen Sensoren, sinnlich überprüfen – wenn man Glück und Zugang hat. In manchen Fällen gibt es keines mehr, und in anderen Fällen vertrauen wir darauf, dass irgendwer es wohl nachgeprüft haben wird. Keiner von uns hat die Negative von Stalin mit bzw. ohne Trotzki an seiner Seite gesehen – von den berühmten Fotos, aus denen der in Ungnade gefallene Politiker herausretuschiert wurde. Trotzki hätte genauso vorher *hinein* manipuliert werden können – eine rein theoretische, aber nicht unmögliche Annahme.

Wo bleibt also die Wahrheit des Bildes? Aus sich heraus beweist es gar nichts, und Bildunterschriften können auch lügen wie gedruckt, was zigfach bewiesen ist. Ganz abgesehen davon, dass niemand klar sagen kann, was „Wahrheit“ eigentlich ist, auch und gerade die Philosophen nicht. Unter ihnen gibt es endlose Debatten, was diesen Begriff ausmacht. Am leichtesten machen es sich Logiker, die feststellen, dass „a ist nicht gleich nicht-a“ ein wahrer Satz ist. Damit ist dem Fotobetrachter auch nicht geholfen.

Vielleicht hilft vielmehr das Bemühen, als Fotograf wahrhaftig zu arbeiten. Das wäre dann nicht ein Festhalten an einem absoluten Begriff des Wahren, sondern der immer nur vorläufige Versuch, Fehler und Irrtümer zu vermeiden und sich wahren Aussagen wenigstens anzunähern.

Damit sind wir in der Nähe der Ideale von Berichterstattung, ob mit Bildern oder ohne. Für Sontag ist Wahrhaftigkeit (truth-telling) in der Fotografie ein moralisches Ideal, „das auf literarische Vorbilder des neunzehnten Jahrhunderts und die (damals) neue Gattung des unabhängigen Journalismus zurückgeht“. Das ist keine „höhere Wahrheit“, wie sie der Kunst angeblich eigen ist, aber immerhin der hartnäckige Versuch, Phänomene und deren Ursachen auf den Grund zu gehen, egal, ob Madonna-Konzert oder Mordfall. Im besten Fall leisten Fotos dazu ihren Beitrag.



Wer Medien vertraut – und wer nicht

Rechte rechnen mit linken Lügen

Das Vertrauen in die Medien sinkt – bei manchen stärker als bei anderen. Eine Studie zeigt: Wer sich politisch rechts einschätzt, geht eher von verzerrender Berichterstattung aus – natürlich zugunsten des politischen Gegenübers.

Sebastian Fellner

Medien lügen. Sie verdrehen die Wahrheit, berichten nicht über Unangenehmes, sie sind parteiisch. Solche Parolen hört man am Stammtisch und bei Familienfeiern, man liest sie in sozialen Medien und so manchem Leserbrief oder Posting. Am äußeren Rand des Spektrums der pauschalen Medienkritik samt angenehmer Verschwörung bewegen sich jene, die auf Demonstrationen „Lügenpresse!“ rufen, gerne mit einem „Halt die Fresse“ davor. Aber auch in der Gesamtbevölkerung sinkt das Vertrauen in Medien seit Jahren.

Die weitverbreitete Annahme: Journalisten arbeiten nicht unbeeinflusst, sondern versuchen selbst, ihre Leser zu beeinflussen, um ein politisches Ziel zu erreichen oder aus wirtschaftlichem Druck. Der wissenschaftliche Begriff dafür, für den es im Deutschen keine wirkliche Entsprechung gibt: Bias.

Damit hat sich Jakob-Moritz Eberl von der Uni Wien beschäftigt. Im Artikel *Political Preferences and the „Lying Press“: Three Layers of Perceived Media Bias*, den Eberl als Teil seiner Dissertation verfasste, untersuchte er, wer bei welchen Medien welche Art von Verzerrung annimmt. „Der stärkste erklärende Faktor für einen wahrgenommenen Bias ist die politische Orientierung – und damit auch die Parteinähe“, sagt Eberl im STANDARD-Gespräch.

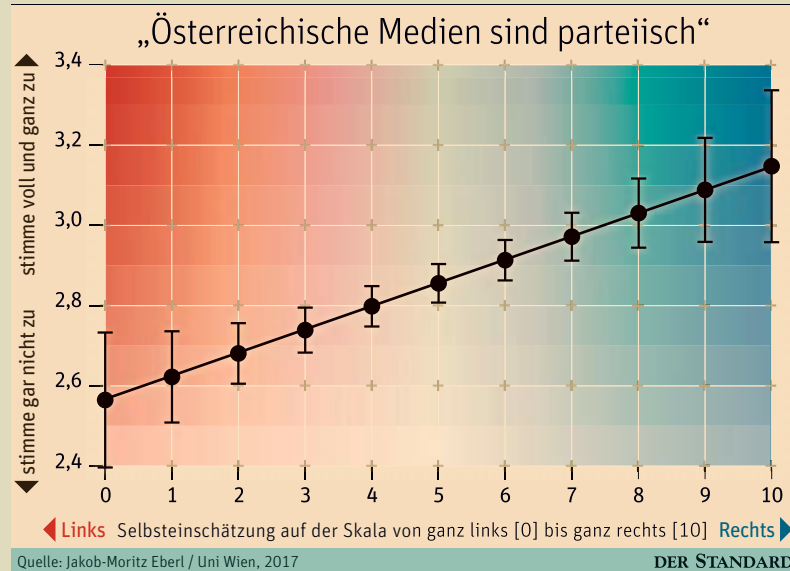
Rechte Skepsis

Das bedeutet: Je stärker sich eine Person selbst als politisch rechts einschätzt, desto eher geht sie davon aus, dass Medien verzerrend berichten (siehe Grafik rechts). „Ich glaube, dass das ganz stark mit der Anti-Establishment-Einstellung im Rechtspopulismus zu tun hat“, sagt Eberl. Bewegungen wie die FPÖ oder Pegida hätten mit den etablierten Medien einen „neuen, alten Feind gefunden“ und würden ihren Wählerinnen und Wählern dementsprechende Botschaften senden.



Foto: Frank Kunert

■ Das Leben geht weiter



Eberls Studie fußt auf einer Online-Befragung von mehr als 1600 Personen im Rahmen einer Nachwahlstudie zu den Nationalratswahlen 2013, die im Herbst 2015 durchgeführt wurde. Großen Einfluss auf die Einschätzung der Medien hat demnach nicht nur die eigene Einschätzung als politisch links oder rechts, sondern auch die Sympathie für eine politische Partei: Deutlich mehr FPÖ-Fans als Grüne nehmen etwa einen Bias beim STANDARD an. Je näher Befragte der ÖVP stehen, desto geringer schätzen sie die Verzerrung bei der *Presse* ein – und SPÖ- und FPÖ-Sympathisanten gehen eher von objektiverer Berichterstattung in *Kronen Zeitung*, *Österreich* und *Heute* aus.

Bei fast allen abgefragten Medien stellte Eberl fest: Wenn eine Verzerrung zugunsten einer bestimmten Partei angenommen wird, stehen die Befragten dieser Partei eben nicht nahe.

Grundsätzlich gehen die Betroffenen davon aus, dass die Nachrichten zugunsten des politischen „Gegners“ verzerrt werden: „Wenn sie einen Bias wahrnehmen“, sagt Eberl, „werden sie den immer als feindlich wahrnehmen.“ Dabei ist es laut dem Wissenschaftler „ziemlich egal, ob die Befragten diese Medien lesen oder nicht“.

Unzufrieden mit Demokratie

Einen weiteren starken Effekt machte der Wissenschaftler aber bei einem anderen Indikator aus: Wer mit der Demokratie unzufrieden ist, neigt dazu, Boulevardmedien als objektiver einzuschätzen als Qualitätsmedien. Die Betroffenen lehnen nicht das demokratische System an sich ab, sondern sehen Mängel in der Umsetzung. Für Eberl erklärt sich die Ablehnung der Qualitätsmedien mit früheren Studien, die einen Zusammenhang zwischen dem Konsum von Boulevard- und dem Misstrauen in alle anderen Medien herstellten.

Eberl sieht das auch als „Auftrag an Boulevardmedien, dass das ein Problem ist, das sie mitlösen sollten“. Ansonsten entstehe über die nächsten Jahre und Jahrzehnte ein „demokratiepolitisches Problem, mit dem wir nicht mehr fertigwerden“. Je stärker das Misstrauen in die etablierten Medien werde, „umso eher beginnt man auch, an weiteren wichtigen Grundpfeilern der Demokratie zu zweifeln. Das kann keine positive Entwicklung sein.“

Bleibt die Frage: Ist ein Bias notwendigerweise etwas Schlechtes? Eberl findet: nein. „Das ist ja Meinungsvielfalt, man soll ja unterschiedliche Ideologien auch verstehen können.“ Problematisch würde es erst dann, wenn Falschinformationen verbreitet würden, „aber das ist eine ganz andere Geschichte“.



MEDIENJOURNAL

Wiener ÖVP-Chef Blümel wird Mediensprecher

Wien – Der Wiener ÖVP-Obmann Gernot Blümel wird neuer Mediensprecher der Volkspartei. Das gab Generalsekretärin Elisabeth Köstinger am Freitag bekannt. Blümel folgt auf Werner Amon, der unter dem neuen Parteichef Sebastian Kurz bereits als Generalsekretär abgelöst worden war. Blümel war bereits von Dezember 2013 bis Oktober 2015 Mediensprecher. (red)

Weltweiter Umbau bei Mediaagentur GroupM

Wien – Die weltweit operierende WPP-Holding setzt ihre Media-Holding GroupM neu auf. Die beiden Töchterfirmen Maxus und MEC sollen verschmelzen und neu ausgerichtet werden. Das gab der Werberiese am Donnerstag bekannt. In Österreich werde es allerdings zu keiner Verschmelzung kommen, sagt GroupM-Chef Peter Lammerhuber zu *Horizont*. (red)

Wenn es darum geht, die ÖVP-induzierte Hetze gegen Armin Wolf nicht abreißen zu lassen, ist Wolfgang Fellner immer dabei, aber in diesem Fall kann man nicht einmal ernsthaft behaupten, da agiere ein Journalist gegen den anderen. Neulich hatte Fellner in einem hauseigenen Talk zu diesem Zweck eine *Legende* zu Gast – die mit dem roten Kapperl. In der Mittwoch-Ausgabe von „Österreich“ schlug sich das in deren ausgewogener Aussage nieder: „Kern bringt nichts weiter – Kurz ist super“. Dazu konnte der Kapperlträger aus eigener Erfahrung von einem erschütternden Erlebnis mit Wolf berichten. Er zeigt Verständnis für Reinhold Mitterlehners Kritik an Armin Wolf. Der ORF-Mann mache, „was er will“. Und was er will, ist einfach ungeheuerlich. Auch er habe schlechte Erfahrungen mit ihm gemacht: „30 Sekunden bevor das Interview losgeht, sagt er mir: Nehmen Sie die Kappe ab!“

Diese Schändung einer *Legende* zeigt, dass Erwin Pröll bei Armin Wolf noch gut davongekommen ist, obwohl es eigentlich nicht zu viel verlangt ist, dass

man in einem Verhörraum das Kapperl abnimmt, selbst wenn man dafür 30 Sekunden veranschlagt. Mit dieser Enthüllung von Wolfs teuflischen Foltermethoden war es aber nicht getan. Antilegende Fellner wärmte die Enthüllung in der Donnerstag-Ausgabe erst richtig auf. Hatte es am Vortag geheißt, *F1-Legende rechnet auch mit ORF-Wolf ab*, so hieß es nun *Lauda: Attacke gegen ORF-Wolf*.

Und so verlief die *Attacke: Formel-1-Legende findet den Interviewstil des ORF-Stars „inakzeptabel“*. Er sei ein „hochintelligenter Mann“, aber mitunter sei sein „Interviewstil inakzeptabel“, stimmt nun auch *Formel-1-Legende Niki Lauda in die Kritik an ZiB-2-Moderator Armin Wolf ein*. Waren die Angriffe auf Wolf bisher relativ harmlos, ja eine ungewollte Bestätigung seiner journalistischen Professionalität, könnte ihm der Vorwurf der Intelligenz, nein, der Hochintelligenz, wirk-

lich schaden. „Hochintelligent“, ließ Fellner nicht locker, in der Hoffnung, dieser Vorwurf werde Wolf über die Volkspartei hinaus auch im ORF verdächtig machen. Das ist auch schon gelungen. Nach ORF-Online-Direktor Thomas Prantner und Ex-VP-Chef Reinhold Mitterlehner, der einen Beitrag von Wolf als einen der Gründe für seinen Rücktritt genannt hatte (Lauda: „Mitterlehners Reaktion war absolut Interview richtig“), legte jetzt Lauda im Interview mit „Österreich“-Herausgeber Wolfgang Fellner nach. Das Nachgelgte war nichts anderes als das aufgewärmte Interview vom Vortag, weshalb bei Fellners journalistischer Korrektheit derselbe Text, nur minimal erweitert, exakt wiederholt wurde. *ORF-Mann Wolf mache ausschließlich, „was er will“*.



BLATTSALAT

alle „Wolf-Opfer“: „Wenn der Wolf mich anruft, sage ich Nein, mit dem Deppen redet man nicht – wir kommen nur, wenn jemand andere dort sitzt.“

Zum Beispiel, wenn ein Wolfgang Fellner dort sitzt, der von einer *Legende* niemals verlangen würde, das Kapperl abzunehmen,

und das mit gutem Grund: *Im Internet ist das Lauda-Interview jedenfalls ein tausendfach angeklickter Hit* und somit eine journalistische Höchstleistung, an der sich Folterer Wolf ein Beispiel nehmen könnte.

Geht in Fellners oe24.TV alles mit rechten Dingen zu, sah sich die „Kronen Zeitung“ am Mittwoch veranlasst, von dunklen Vorgängen im ORF zu raunen. *Schon jetzt sorgen seltsame Geschichten über die Rolle des ORF in diesem Wahlkampf für böses Blut in den Reihen von ÖVP und FPÖ. Die Rede ist von zunehmend größer werdenden Zweifeln an der Unabhängigkeit des öffentlichen Senders in der vielleicht härtesten Wahlauseinandersetzung seit Jahrzehnten.*

Nicht nur das. *In Kreisen der ÖVP und auch in Teilen der Opposition wächst der Ärger über diverse Vorgänge im ORF, die Sorge um die demokratischen Strukturen nimmt zu. Eine Konkretisierung, die über ein dem Vernehmen nach und ein bedrohliches die Namen sind der Redaktion bekannt hinausgeht, bleibt aus. Da wird doch nicht wer das Inseratengeschäft beleben wollen.*

GÜNTER TRAXLER

Die Legende vom roten Kapperl

SWITCH LIST

FÜR SONNTAG

Doris Priesching

13.05 MAGAZIN

Panorama: Jugend am Land ORF-Fundstücke aus den 1970er-Jahren über junge Rebellen in den Provinzen. **Bis 13.30, ORF 2**

16.45 MAGAZIN

Metropolis Themen des Kulturmagazins: 1) Metropolenreport: Wie bereitet sich Kassel auf die Documenta vor? 2) Olaf Holzapfel – Künstler und Bildhauer auf der Documenta 14 in Kassel. 3) Zirkus im Stil des Film noir. 4) Was man aus der europäischen Krise lernen kann. 5) Wie Andreas Altmann mit dem Motto „Lebe wild und gefährlich“ seine Leser zum Glückhase ermuntert. 6) Fünf Documenta-Künstler geben mit der Arbeit an ihren Werken ihre persönlichen Geschichten preis. **Bis 17.30, Arte**

18.10 KOCHSENDUNG

Roadkitchen – Bauern kochen Abseits von Förderungsdiskussionen, Jungbauernkalendern und Formaten zur Partnervermittlung beschäftigt sich Michael Starkl in zehn Folgen der neuen Kochsendung mit dem Thema Landwirtschaft: In Folge 1 radelt der Koch und Moderator Paul Kogelnig ins nördliche Weinviertel zur Best-of-Austria-Rinderfarm von Fred Zehetner und Dani Wintereder. **Bis 18.40, ORF 3**

18.55 MAGAZIN

Erlebnis Bühne: Herbert von Karajan Barbara Rett präsentiert den Mitschnitt des einzigen Neujahrskonzertes, das der Maestro dirigierte (1987). Um 20.15 Uhr erinnert Robert Dornhelm im Porträt zum 100. Geburtstag an das Musikgenie. **Festspiele im Mustergau** setzt sich um 21.55 Uhr mit der Rolle

der Salzburger Festspiele in der Zeit des Nationalsozialismus auseinander. **Bis 0.40, ORF 3**

19.52 DOKUMENTATION

Feierabend: Tod am Altar – Bischof Kräutler über Erzbischof Romero Am 24. März 1980 wurde Oscar Arnulfo Romero während eines Gottesdienstes in der Kathedrale von San Salvador erschossen. Wie der Erzbischof steht auch der österreichische Bischof Erwin Kräutler auf einer Todesliste, weil er sich seit Jahrzehnten für die Rechte der indigenen Bevölkerung und gegen die Zerstörung des Amazonasgebiets einsetzt. **Bis 20.05, ORF 2**

20.15 AUFDECKERIN

Erin Brockovich (USA 1999, Steven Soderbergh) Die fiesche, forschende Anwaltsgehilfin Erin (Julia Roberts) findet heraus, dass ein Energiekonzern das Grundwasser eines kalifornischen Wüstenstädtchens verseucht, und kämpft für die kleinen Leute gegen die großen Bosse. **Bis 22.20, Arte**

21.55 SERIE

Sherlock – Die sechs Thatchers (Sherlock – The Six Thatchers, GB 2017, Rachel Talalay) Man muss das Spiel lieben, um zu wissen, wann es beginnt, also mögen die Spiele beginnen. Also bitte: drei neue Folgen mit dem verhaltensauffälligen Privatdetektiv, der beweist, dass bewusstseinsweiternde Drogen zwar in manchen Belangen effizienzsteigernd, privaten Beziehungen jedoch eher hinderlich sind. Der ORF startet ein halbes Jahr nach der BBC-Premiere drei neue Folgen der vierten Staffel, deren erste eine Weltreise in knapp fünf Minuten enthält, eine vorübergehend zur Black Beauty gewandelte Mary Watson, großen Kummer und Schmerz für die beiden Serienhelden enthält und die entscheidende Frage: Kann man Samarra entgehen? Tags darauf folgt *Der lügende Detektiv* und am Sonntag, dem 11. Juni schließt *Das letzte Problem*. **Bis 23.25, ORF 1**

23.30 BERLINER NACHT

Victoria (D 2015, Sebastian Schipper) Victoria (Laia Costa) begleitet vier Bur-

schen durch die Berliner Nacht. „Sebastian Schippers Berlin-Drama ist ein Befreiungsschlag im deutschen Kino, umgesetzt als formales Experiment: In einer einzigen Einstellung erzählt er, wie sich ein beiläufiges Zusammentreffen von Jugendlichen zur Tragödie verkehrt“, schrieb DER STANDARD anlässlich der Premiere über den Film. **Bis 1.40, ARD**

RADIO-TIPPS

9.05 ESSAY

Gedanken: Christoph Lieben-Seutter Der Intendant der Hamburger Elbphilharmonie über Innovationen, Klangerlebnisse und Bauwerke mit gesellschaftlicher Relevanz. **Bis 10.00, Ö1**

11.50 GESPRÄCH

Intermezzo: Jonathan Meese In der Pause der *Matinée* spricht Christine Scheucher mit dem Künstler, der bei den Wiener Festwochen *Mondparsi Alpha 1-8 (Erzmitterz der Abwehrz)* inszeniert. **Bis 12.10, Ö1**

19.04 MAGAZIN

Kunstsonntag Mit den Beiträgen: **19.05 Contra: Wiglaf Droste** im Porträt von Matthias Haydn. **19.30 Radiosession: Oliver Kent** Zusammen mit dem Kontrabassisten Uli Langthaler veröffentlicht der Pianist heuer einen Tonträger in klassischer Jazzquintett-Besetzung. **20.15 Tonspuren: Else Jerusalem** Die wiederentdeckte Autorin und ihr Skandalroman aus dem Fin de Siècle *Der Heilige Skarabäus*. Feature von Johann Kneihls. **21.00 Milestones:** Das Benny Goodman Orchestra bespielte am 16. Jänner 1938 mit Gästen die Carnegie Hall. Andreas Felber erinnert. **21.40 Neue Texte: Die Blumen in meinem Salzgarten** Von Mike Markart. **22.05 Zeit-Ton extended: Rostrum of Composers** Der Songcontest der Neuen Musik (1). **22.59 Radiokunst – Kunstradio: Station Rose Jingle 2017** Die Künstlergruppe berichtet über Ereignisse aus ihrem digitalen und analogen Leben, diesmal zum Thema „Verzahnung“. **Bis 0.00, Ö1**

DIE SUCHE NACH WAHRHEIT

„Tatort“ bis Klimawandel

Alois Pumhösel

Die Suche nach Wahrheit klingt nach einer Herausforderung, die hehre Ideale und viel Hirn erfordert. Wissenschaft, Philosophie, Kunst haben sich der schwerwiegenden Aufgabe verschrieben, den Urgrund unseres Seins auszuloten oder bessere Handys zu bauen. Einer der größten Fehler unserer Zeit ist, die gewonnenen Wahrheiten in Elfenbeintürmen zu hüten und sie nicht, wie die Handys, hinauszutragen in den Alltag der Menschen. Siehe Klimawandel. Die Wahrheit gehört gerecht verteilt.



Dass das Ergünden von Wahrheiten, so unbedeutend sie auch sind, tief ins Wesen der Menschen geprägt ist, zeigt sich in vielen Eigenheiten des Alltags. Ein wunderbares Beispiel: Wer ist der Mörder im Fernsehkrimi? Diese nebensächliche Frage fesselt für Stunden vor den Schirm.

Kaum ein anderes Phänomen lässt den universellen Reiz verborgener Wahrheiten besser zur Geltung kommen als die fiktionale Mördersuche: das Spiel mit Andeutungen, die man zu entschlüsseln hat; das mit dem Ermittler gemeinsame Eintau-

chen in ein Milieu, das nach eigenen Regeln funktioniert; schließlich die Regeln des Erzählens selbst – die im Grunde immer gleiche, in schnellen Strichen gezeichnete Verdichtung von Handlungselementen hin zu einer finalen Enthüllung. Die Wahrheitssuche basiert auf einer erzählerischen Formel. Deshalb kann ein grotenschlechter *Tatort* für den Zuschauer dennoch wunderbar funktionieren.

Die Wahrheiten des Klimawandels sind nicht so simpel wie jene des *Tatorts*. Um der Vermittlung willen wird versucht, die Komplexität einfach zu servieren. Woraufhin

einige Mitmenschen misstrauisch werden und die vermeintlich einfachen Wahrheiten ablehnen, bei der Suche nach Hintergründen aber in die falsche Richtung abbiegen und sich in Verschwörungstheorien auf Youtube vertiefen. Darum noch einmal von vorn: Whodunnit? Das CO₂. Tathergang? Wir blasen das CO₂ aus Kohlenstoffspeichern, die sich über Millionen Jahre angesammelt haben, in nur 200 Jahren in die Atmosphäre. Wie stoppt man den Übeltäter? Aufhören damit!

derStandard.at/TV-Tagebuch

ORF eins	ORF 2	ORF III	arte	ORF eins	RTL	RADIO
19.48 16:9 Sport aktuell 20.00 16:9 ZIB 20 20.15 16:9 Männerhort Komödie (D 2014) Mit Christoph Maria Herbst 21.45 16:9 ZIB Flash 21.55 16:9 Sherlock Die sechs Thatchers TV-Kriminalfilm (GB 2017) Mit Benedict Cumberbatch Regie: Rachel Talalay. Sherlock sucht einen Einbrecher, der Büsten von Margaret Thatcher in verschiedenen Privathaushalten zerstört. 23.25 16:9 James Bond 007: Man lebt nur zweimal Agentenfilm (GB 1967) 1.15 16:9 Männerhort Komödie (D 2014)	19.00 Bundesland heute 19.17 Lotto 6 aus 45 mit Joker 19.30 Zeit im Bild 19.52 16:9 Feierabend Tod am Altar – Bischof Kräutler über Erzbischof Romero 20.05 Seitenblicke Magazin 20.15 16:9 Tatort Schwanensee. TV-Kriminalfilm (D 2015) 21.50 ZIB 22.00 16:9 Charlotte Link – Das andere Kind TV-Kriminalfilm (D 2013) Mit Marie Bäumer (VPS 21.59) 23.30 16:9 360 Drama (GB/USA/A/F/BRA 2011) 1.10 16:9 Side Effects – Tödliche Nebenwirkungen Psychothriller (USA 2013) Mit Jude Law	20.15 16:9 Karajan oder „Die Schönheit wie ich sie sehe“ Dokufilm (D/A 2008) 21.55 Festspiele im Mustergau Dokumentation (VPS 23.10) 22.45 16:9 DialogForum Spezial Verändere die Welt – Protest-Medien-Gesellschaft (VPS 21.55) 23.45 Sechs Tage Krieg (1/2) Die Waffen klären. Der zweiteilige Dokumentarfilm beschreibt den israelischen Sieg im Krieg von 1967 und dessen Vorgeschichte. (VPS 23.00) 0.40 Sechs Tage Krieg (2/2) Krieg und Okkupation (VPS 23.55) 1.35 Yitzhak Rabin	19.10 ARTE Journal 19.30 16:9 Geo Reportage David und die Komodowarane 20.15 16:9 Erin Brockovich Sozialdrama (USA 2000) Mit Julia Roberts 22.20 16:9 Bonnie & Clyde – Die wahre Geschichte Dokumentation. Das berühmte Gangsterpaar hatte nichts gemein mit dem glamourösen Bild, das die Medien von ihm schufen. 23.15 16:9 Brain Beats: Eine Reise in die Zukunft des Hörens Dokumentation (D 2017) Mit Benedict Cumberbatch 0.10 16:9 Daniele Gatti und das Royal Concertgebouw Orchestra: Das Antrittskonzert	19.15 16:9 Naturwunder (2/3) Yellowstone 20.00 16:9 Tagesschau 20.15 16:9 Tatort Schwanensee. TV-Kriminalfilm (D 2015) Mit Axel Prahl, Jan Josef Liefers, Friederike Kempter Regie: André Erkau 21.45 16:9 Sherlock Die sechs Thatchers. TV-Kriminalfilm (GB 2017) Mit Benedict Cumberbatch 23.15 16:9 Tagesthemen 23.30 16:9 Victoria Drama (D 2015) Mit Laia Costa 1.40 16:9 Sherlock Die sechs Thatchers. TV-Kriminalfilm (GB 2017) Mit Benedict Cumberbatch	20.15 16:9 The Amazing Spider-Man 2: Rise of Electro Actionfilm (USA 2014) 23.00 16:9 Macheite Kills Actionthriller (USA/RUS 2013) Mit Danny Trejo 20.15 16:9 Terminator: Genisys Sci-Fi-Film (USA '15) 22.45 16:9 Terminator – Die Erlösung Actionfilm (USA/D/GB/I 2009) 0.55 16:9 District 9 Sci-Fi-Film (USA/NZ/CDN/SA 2009) 20.00 PULS 4 News 20.05 Koch mit Oliver Mag. 20.15 16:9 It's Showtime! Das Battle der Besten Show 23.35 16:9 Knallerfrauen 0.35 16:9 It's Showtime! Das Battle der Besten 20.00 Die große Suche 20.30 Wien erwacht 21.00 Preview 21.30 ÖsterreichBlick 22.00 Beim Feicht Talkshow 22.30 Feicht verbindet 23.00 W24 Spezial 2.00 W24 Nachtschiene	Zur vollen Stunde Nachrichten von derStandard.at 7.05 Erfüllte Zeit 8.00 Morgenjournal 8.15 Du holde Kunst 9.05 Gedanken 10.05 Ambiente 11.03 Matinee 13.00 Sonntagsjournal 13.10 gehört – gewusst 14.05 Menschenbilder. „Das blaue Tor“. Der Maler Eduard Angeli 15.05 Apropos Oper 16.00 Ex libris 17.00 Journal um fünf 17.10 Spielräume spezial 18.00 Abendjournal 18.15 Moment am Sonntag. Weil es nicht Wurs(ch)t ist. Überlebensstrategien in der Fleischereibranche 19.08 Contra 19.30 Radiosession. Oliver Kent & Worry Later 20.15 Tonspuren. Ihr eigener Scheiterhaufen. Die wiederentdeckte Autorin Else Jerusalem und ihr Skandalroman aus dem Fin de Siècle „Der Heilige Skarabäus“ 21.00 Milestones. Benny Goodman: The Famous Carnegie Hall Concert 1938. Mit Andreas Felber 21.40 Neue Texte 22.05 Zeit-Ton extended. Rostrum of Composers – der Songcontest der Neuen Musik (1) 22.55 ZOOM->In 23.00 Radiokunst – Kunstradio 0.05 Du holde Kunst 1.03 Die Ö1 Klassiknacht 6.00 FM4-Morning Show. Die humorvolle und intelligente Aufsteh-Hilfe 10.00 FM4-Sunny Side Up 13.00 FM4-Connected. Die Open-House-Show mit Live-Gästen 17.00 FM4-World Wide Show 19.00 FM4-Zimmerservice. Moderation: Martin Blumenau 21.00 FM4-Im Sumpf. Moderation: Thomas Edlinger, Fritz Ostermayer 23.00 FM4-Graue Lagune 0.00 FM4-Liquid Radio 1.00 FM4-Soundpark

FREIER EINTRITT



Sonntag, 11. Juni 2017, 10.00 – 18.00 Uhr, im vorarlberg museum in Bregenz.

ROMANE THANA. ORTE DER ROMA UND SINTI



FILMSTILL: CEIJA STOJKA, Porträt einer Romni, © Navigator Film

Das Stereotyp des „Zigeuners“ führt immer wieder zur Verfolgung der größten Minderheit Europas. Die Ausstellung nimmt eine

Gegenperspektive ein, indem Menschen aus der Roma-Community ihrer Familiengeschichte nachgehen, über ihr Leben erzählen und künstlerische Beiträge liefern. Im Fokus stehen Orte: Oberwart, Vernichtungslager der Nazi und erstmals auch Schauplätze in Vorarlberg und der Bodenseeregion. Die Vielstimmigkeit der Geschichten durchbricht dabei klischeehafte Wahrnehmungen.

Mit dem STANDARD unter dem Arm erhält man freien Eintritt.

Abonnentenvorteil

Als Abonnent erhalten Sie vor Ort vom vorarlberg museum sowie vom STANDARD eine kleine Überraschung.

vorarlberg museum

Kornmarktplatz 1, 6900 Bregenz
vorarlbergmuseum.at
Tel.: +43 557 446 050

derStandard.at



Über den Abschied von der „Illusion Wahrheit“

Schafft die Wahrheit ab!

Selbst wenn die Fakten stimmen, sollen sie sich nicht gegen einen richten, sonst heißt es neuerdings schnell: „Fake-News“. Nicht nur die „ungerechte“ Öffentlichkeit ist daran schuld, auch die Medienhäuser und der Journalismus selbst müssen sich kritisch hinterfragen (lassen).

Johannes Vetter

Die Vertrauenskrise zwischen Medien und Öffentlichkeit ist evident. Gehen beide Seiten nicht aufeinander zu, riskieren wir eine Krise der Demokratie. Damit es nicht so weit kommt, müssen wir uns von der „Illusion Wahrheit“ verabschieden.

Wenn der US-amerikanische Präsident vor sich hin wettet, sind wieder „Fake-News“ und „Lügenpresse“ in aller Munde. Und hier in Europa glauben so manche, bei uns wäre es besser. Als wäre dieses Phänomen verursacht von ein paar wenigen irrlichternden Rechten ... In Wahrheit ist die Haltung dahinter schon längst in der Mitte unserer Gesellschaft angekommen. Genau da ist die Wut auf die „gemeine“ Berichterstattung mittlerweile halt, die Verachtung für kritischen Journalismus zum Teil grenzenlos. Selbst wenn die Fakten stimmen, sollen sie sich nicht gegen einen wenden dürfen. An Trump mag man den Stil nicht; seine Haltung teilt man längst.

Auf der anderen Seite stehen aber die Medienhäuser und der Journalismus im Allgemeinen vor Herausforderungen, die sie nicht einfach auf die „ungerechte“ Öffentlichkeit abwälzen können. Noch immer ist nicht verkraftet, dass die Mittlerrolle durch das Internet und seine neuen Medienkanäle weggefallen ist. Noch immer ringt man mit dem vermeintlichen Verlust des Status als „vierten Macht“. Und noch immer sprechen wir mehr über das Geschäftsmodell Medien als über ihre Kernleistung, den Journalismus.

Im Zentrum der Vertrauenskrise steht die Frage nach der Wahrheit – nach derjenigen, die einem gefällt, der gefühlten Wahrheit also. Und genau hier liegt der Kern des Missverständnisses zwischen Öffentlichkeit und Medien. Der Philosoph und Physiker Heinz von Foerster hat es so schön auf den Punkt gebracht: „Die Wahrheit ist eine Erfindung des Lügners.“ Denn wer die Debatte über die richtige Wahrheit, alternative Wahrheiten, ja über die wahrste Wahrheit führt, schafft nur eines: wechselseitiges Misstrauen. So verlassen wir den gemeinsamen

Echoraum. Ich halte es ganz mit von Foerster, der proklamiert: „Ich will aus der gesamten Diskussion über Wahrheit und Lüge, Subjektivität und Objektivität aussteigen. Diese Kategorien stören die Beziehungen von Mensch zu Mensch, sie erzeugen ein Klima, in dem andere überredet, bekehrt und gezwungen werden. Es entsteht Feindschaft.“ Wie kann aber ohne Wahrheitsanspruch überhaupt noch Journalismus funktionieren, wie die öffentliche Debatte geführt werden? Welchen Beitrag wiederum muss die Gesellschaft leisten?

Unternehmen wie Politik, die sich nicht mehr der Kraft der unabhängigen Berichterstattung aussetzen wollen, werden unglaubwürdig. Wer versucht, ausschließlich über eigene oder zumindest kontrollierte Kanäle Information zu transportieren, wer eigene Wahrheiten erschafft und die Realität beschönigt – Stichwort Content-Marketing – wird

in Zeiten der Krise allein dastehen. Denn nehmen wir an, es geht mal was schief und keiner vertraut mehr der vermeintlich „objektiven“ Plattform des Absenders? Wer sich also immer im höchsten Maße selbst kontrolliert darstellt und nicht kritischen Checks und Balances aussetzt, riskiert mittelfristig den totalen Glaubwürdigkeitsverlust. Wir wissen: Wer nur einmal lügt, dem glaubt man nicht.

Wenn wiederum der Journalismus als Produzent von selektiver Wahrheit wahrgenommen wird, ja als Kränkungsmaschinerie verstanden wird, dann ist Feuer am Dach. Dann müssen wir darüber diskutieren, ob es nicht eine neue und konsequente Trennschärfe von Fakten, Analyse, Meinungen und Gerüchten braucht. Fakten müssen unbedingt belastbar sein, die Analyse nachvollziehbar, die Meinung scharf abgetrennt und das Gerücht als solches eindeutig deklariert sein.

Wer glaubt, weiß noch lange nicht. So beschäftigt sich die US-amerikanische Wissenschaftsforschung zurzeit intensiv mit dem Phänomen der Voreingenommen-

heit (Bias). Denn Bildung und Wissen schützen vor Vorurteilen nicht, im Gegenteil: Ein hoher Kenntnisstand verstärkt diese sogar. Welche Konsequenz hat das für den Journalismus? Möglicherweise brauchen wir neue Systeme, in denen der recherchierende Journalist und der Interpret noch stärker voneinander getrennt arbeiten – und in denen Faktenlagen ähnlich jenen in der seriösen Meinungsforschung automatisch zugänglich gemacht werden. Nicht als Zeichen des Misstrauens, sondern als auch kurzfristig gangbarer Weg zur Wiedererlangung von Vertrauen.

Wir brauchen die Verleger!

In den großen Diskussionsrunden der Verlags- und Medienmanager kommt ein Wort viel zu selten über die Lippen der Verantwortlichen: „Journalismus“. Man spricht über Werbeumsätze und neue Geschäftsmodelle. Die RTL-Gruppe berichtet über Umsatzzuwächse – dank des Zukaufs des Partnerportals Parship. Kann es sein, dass das Management der Medienhäuser ihre Aufmerksamkeit dem „alten“ Kernprodukt Journalismus nicht mehr ausreichend widmen kann, sondern aufgrund der ökonomischen Krise zu stark von neuen Geschäftsmodellen gefordert wird? So verständlich dieser Zugang, so dramatisch ist er für den Kern ihrer Existenz.

Die öffentliche Debatte braucht wieder Vertrauen. In einer Kritik-zugänglichen Gesellschaft, mit einem geschärften und gestärkten Journalismus, kann das gelingen. Der gemeinsame Echoraum ist eine Grundvoraussetzung für eine funktionierende Demokratie. Denn wo das wechselseitige Vertrauen in die Faktenlage nicht mehr gegeben ist. Wo Wahrheit als Mogelpackung verkauft wird, und keiner keinem mehr vertraut. Wo Journalismus als Träger von Gesinnung und Eigeninteressen gesehen wird. Dort ist Feuer am Dach. Weil wir dort angelangt sind, lasst uns „die“ Wahrheit abschaffen.

JOHANNES VETTER (40) ist Kommunikationschef des OMV-Konzerns. Davor war er bei der ungarischen MOL-Gruppe und Eigentümer einer Industrie- und Politikkommunikationsagentur.



Foto: Frank Kunert

■ Das Leben ist kein Wunschkonzert

HANS RAUSCHER

Wende in der EU, wo bleibt Österreich?



Die Europäer müssten angesichts des amerikanischen Unglücksfalles Donald Trump „ihr Schicksal nun selbst in die Hand nehmen“, sagte Angela Merkel. Das Glück will es, dass sie dafür im neuen französischen Präsidenten Emmanuel Macron auch einen Partner hat, der genauso denkt.

Frage: Wo wird Österreich da zu finden sein? Die Frage stellt sich auch, weil wir mit einiger Wahrscheinlichkeit ab Oktober eine Regierungsbeteiligung der FPÖ haben werden. Einer Partei, die traditionell EU-skeptisch bis EU-feindlich ist und auf jeden Fall ein anderes Bild von der EU hat als das jetzige.

Merkel und Macron werden versuchen, eine EU zu steuern, die versucht, das Beste aus der Brexit-Verrücktheit und der Verunsicherung durch Trumps Nato-Zwiespältigkeit zu machen. Das bedeutet unter anderem eine noch intensivere gemeinsame Politik und eine Beibehaltung der Abgrenzung gegenüber Putin.

Genau da wollen aber die Rechtspopulisten in der EU nicht mit. Die in Westeuropa sind vorläufig abgebremst (Frankreich, Niederlande, wahrscheinlich auch in Osteuropa (Visegrád-Staaten) sind an der Macht; in Ungarn, in Polen, in Tschechien ist der Präsident einer. Die wollen eine andere EU, nämlich eine illiberale, nationalistische. Selbstverständlich will auch die FPÖ das, und die kommt wohl in die Regierung.

Wo wird sich die neue österreichische Regierung hinwenden: Merkel/Macron oder Orbán/Kaczyński?

Wenn es im Herbst Schwarz-Blau gibt, wird es noch spannender. Denn der potenzielle Kanzler Sebastian Kurz hat sich als Außenminister in der Flüchtlingsfrage harsch von Angela Merkel abgegrenzt („falsche Politik“) und großes Verständnis für die autoritären Osteuropäer gezeigt, denen gegenüber man sich (in der Asylfrage) nicht als „vermeintlich moralisch Überlegenen“ zeigen sollte. Kanzlerin Merkel wird sich seine Kritik an ihr und an der Führungsrolle Deutschlands in der EU gemerkt haben.

Ebenso wie die populismusgetriebenen Querschüsse von Kurz, aber auch von Kanzler Kern in der Türkeifrage („sofort Verhandlungen abbrechen“). Sie wird auch registriert haben, dass die mögliche Regierungspartei FPÖ das allerbeste Verhältnis zu Putin hat.

Wenn es eine rot-blaue Regierung geben sollte, ist mit Kanzler Christian Kern ein verlässlicher Europäer am Ruder. Allerdings wird die EU-Skepsis in der SPÖ, besonders im Gewerkschaftsflügel, immer spürbarer. Und dass Österreich als Ganzes heute als morgen die Sanktionen gegen Russland aufgehoben sehen möchte, ist auch evident. Schon jetzt unterläuft Österreich die EU, indem es zulässt, dass sich die OMV immer enger an die russische Energiepolitik anschließt. Und dann bleibt halt auch in dieser Variante die EU-feindliche FPÖ.

Österreich täte selbstverständlich besser daran, auf der Seite von Merkel/Macron zu stehen, als sich mit den autoritären Osteuropäern zusammenzutun. Sowohl Kern wie Kurz sollten sich dazu bald verbindlich äußern.

hans.rauscher@derStandard.at

Philosophische Anmerkungen zur Wahrheit in der offenen Gesellschaft

Die Geister, die ich rief...

Gibt es Wahrheit überhaupt, oder ist sie nur ein ideologisches Konstrukt? Über fragwürdige Gewissheitsansprüche, Irrtümer als hilfreiche Wegweiser und die Voraussetzungen für kritischen Vernunftgebrauch.

Robert Deinhammer

Das es in öffentlichen politischen und medialen Diskursen immer auch um Deutungshoheit bzw. Meinungsmanipulation geht, ist natürlich kein neues Phänomen. Es gibt bekanntlich eine lange Propagandageschichte. Neu ist jedoch, dass gegenwärtig Wahrheits-treue und Objektivität auch von einer Seite eingemahnt werden, von der man gerade das nicht erwartet hätte. Denn die postmoderne kulturwissenschaftliche Linke hat seit geraumer Zeit die Botschaft verkündet, dass es keine objektive Wahrheit gibt. „Wahrheit“ ist dieser Auffassung zufolge eher ein ideologisches Konstrukt, das durch Herrschaftsverhältnisse oder Diskursmacht entsteht. Und es geht darum, die Herrschaftsverhältnisse oder die Diskursmacht im Sinne der eigenen, als segensreich qualifizierten Weltanschauung zu verändern.

Der in dieser Hinsicht durchaus einflussreiche amerikanische Philosoph Richard Rorty (1931–2007) meinte etwa, dass man letztlich nur überreden, nicht aber überzeugen könne. Es gibt keine Fakten, nur Interpretationen. Vor so einem Hintergrund mag es dann als ziemlich frivol erscheinen, wenn von dieser Seite her eine „postfaktische“ Gesellschaft, „fake news“ oder „alternative facts“ als problematisch kritisiert werden. Und man könnte meinen, dass jetzt auch Rechtspopulisten endgültig auf den postmodernen Zug aufgesprungen sind. Der Postmodernismus involviert einen Irrationalismus, dessen Gefahren nun sehr deutlich werden (vgl. den Beitrag von Michael Hampe in *Die Zeit*, Nr. 52/2016)

Unsicherheitserfahrung

Letztlich verbirgt sich hinter diesen politischen Phänomenen auch ein philosophisches Problem. Das menschliche Leben ist geprägt durch vielfältige und zum Teil abgründige Erfahrungen von Unsicherheit. Das gilt auch für die menschliche Erkenntnispraxis, für unsere Suche nach Wahrheit. Gibt es die Möglichkeit, in unserem Erkenntnisstreben der Unsicherheit definitiv zu entkommen, also endgültig gesicherte Erkenntnisse über die Welt oder bestimmte Bereiche der Welt zu erlangen?

Der die Tradition der modernen Aufklärung bestimmende klassische Rationalismus hat sowohl in Gestalt des Intellektualismus als auch in der des Empirismus diese Frage im Rahmen eines Begründungsdenkens bejaht: Wirkliche Erkenntnis ist sicher begründbare Erkenntnis. Durch rationale Be-



Foto: Frank Künert

■ Sonnenseite

gründungsverfahren kann man die Wahrheit von Überzeugungen oder Theorien erkennen. William Kingdon Clifford (1845–1879) hat in *The Ethics of Belief* diese für den klassischen Rationalismus paradigmatische These vertreten: „(...) es ist immer, überall und für jeden falsch, etwas auf der Grundlage unzureichender Belege zu glauben.“

Das klingt auf den ersten Blick sehr plausibel. Der in diesem Denken vorhandene Gewissheitsanspruch hat sich jedoch als utopisch erwiesen. Wenn Wahrheits-erkenntnis, also die zutreffende Beschreibung und Erklärung von realen Sachverhalten, von der Möglichkeit zureichender Begründbarkeit abhängt, dann ist Wahrheits-erkenntnis unmöglich. Denn die Forderung nach einer umfassenden, letzten Begründung ist unerfüllbar, weil sie an kein Ende kommt: Jede Begründung geht von Voraussetzungen aus, die ihrerseits begründungsbedürftig sind, usw. usf. Und wenn man das Begründungsverfahren an einer bestimmten Stelle abbricht, sollte auch dies begründet werden können, wenn man sich keinen Willkürvorwurf zuziehen möchte. Aber dann beginnt der Begründungs-

regress aufs Neue. Es gibt offenbar keinen archimedischen Punkt für die menschliche Vernunft. Wir stehen, rein weltlich betrachtet, auf äußerst brüchigen Fundamenten.

Vermutlich ist dieses Problem der Begründung, neben anderen, psychologischen Faktoren, ein wichtiges Motiv für sogenannte antirealistische Auffassungen, wie sie etwa auch im Umkreis der oben erwähnten postmodernen kulturwissenschaftlichen Strömungen zu finden sind. Diesen Auffassungen zufolge gibt es für uns eben keinen gesicherten Zugang zu einer objektiven Realität. Teilweise wird sogar die Existenz einer vom menschlichen Denken unabhängigen, objektiv strukturierten Realität infrage gestellt. Aber jeder radikale Wahrheits-skeptizismus ist, sofern er für sich selbst beansprucht, wahr zu sein, selbstwidersprüchlich.

Relativ oder subjektiv wahr

Um also nicht in einen völligen Skeptizismus abzugleiten, wird häufig der herkömmliche Wahrheitsbegriff umgedeutet; etwa in der Weise, dass man die Wahrheit einer Aussage davon abhängig macht, ob eine Person oder eine

Gemeinschaft (vielleicht unter idealisierten Bedingungen) diese Aussage für wahr hält oder nicht. Absolute Wahrheit ist in dieser Sicht zwar unmöglich, doch kann es mehr oder weniger sicher begründbare „relative“ oder „subjektive“ Wahrheiten geben.

Wahrheit gibt es aber nur im Plural, wie uns etwa ein radikaler Konstruktivismus oder ein Kulturrelativismus weismachen möchte. Und über angeblich letzte Voraussetzungen kann man sich dann nicht rational verständigen, weil es keine übergreifende Wahrheit mehr gibt. Es gibt dann nur noch, wie William Warren Bartley (1934–1990) kritisiert hat, die blinde „Flucht ins Engagement“. Dass eine solche Sichtweise dogmatische und irrationalistische Tendenzen mit sich bringt, scheint klar zu sein. Ein derartiger „Mythos des Rahmens“ ist geeignet, Gewalt und Krieg zu begünstigen.

Gibt es Alternativen? Die Suche nach Wahrheit und unser Bedürfnis nach Gewissheit scheinen sich nicht gut zu vertragen. Die Problemsituation ändert sich jedoch grundlegend, wenn man, wie dies etwa im kritischen Rationalismus geschieht, die Wahrheitssuche abkoppelt von der Suche nach letzten Begründungen. Mit anderen Worten: Wir können absolut wahre Überzeugungen haben, aber wir können uns nicht absolut sicher sein, dass sie auch tatsächlich wahr sind. Es gibt keine Wahrheitsgarantien. Selbst unser bestes Wissen bleibt stets mehr oder weniger vernünftiges Vermutungswissen, das sich als nachträglich problematisch herausstellen kann.

In dieser Sicht besteht aber kein Grund mehr, an der Möglichkeit objektiver Wahrheitskenntnis zu zweifeln, auch wenn wir wissen, dass wir uns immer täuschen kön-

nen. Die Fehlbarkeit des Menschen setzt Wahrheit und damit auch eine erkenntnisunabhängige, objektiv strukturierte Realität als einen absoluten Maßstab sogar voraus. Der Realismus kann als eine mit unserem Alltagsverständnis kompatible metaphysische These verstanden werden, welche die menschliche Erkenntnispraxis am besten erklärt.

Objektive Wahrheit haben wir aber nicht gleichsam in der Tasche, sie ist eher eine regulative Idee, die unser Denken leitet und die mit der Darstellungsfunktion unserer Sprache zusammenhängt. Und ohne diese regulative Idee kann es auch keine wirklich kritische Haltung geben: Durch kritische Prüfung und Diskussion haben wir die Chance, Irrtümer zu überwinden und der Wahrheit näherzukommen. Das gilt auch für unsere moralischen und politischen Überzeugungen.

Versuch und Irrtum

An diesem Beispiel könnte deutlich werden, dass es zwischen Philosophie und Politik interessante Zusammenhänge gibt. Der kritische Rationalismus beschränkt sich ja auch nicht auf die Behandlung wissenschaftstheoretischer und erkenntnistheoretischer Fragen, sondern schlägt eine Methode rationaler Problemlösung für alle Bereiche des menschlichen Lebens vor: Konstruktion und Kritik, Versuch und Irrtum. Es geht darum, in kreativer Weise Problemlösungsversuche zu erfinden und diese dann möglichst streng zu prüfen und mit alternativen Problemlösungsversuchen zu vergleichen. Traditionen werden dabei als Anknüpfungspunkte für weiterführende Problemlösungen geschätzt.

Jede „kritische Phase“ setzt eine „dogmatische Phase“ voraus. Der kritische Rationalismus impliziert somit den Entwurf einer Lebensweise und manifestiert sich in der Haltung selbstkritischer Vernunft und Diskussionsbereitschaft, eine Haltung, die Karl Popper (1902–1994) so zusammenfasst: „I may be wrong and you may be right, and by an effort, we may get nearer to the truth.“ Dabei wer-

den Tugenden vorausgesetzt wie Wahrheitsliebe, Ehrlichkeit, Aufmerksamkeit, Offenheit für kritische Diskussion, Ansprechbarkeit für rationale Argumente, Realitätssinn, Klarheit bzw. Einfachheit im Sprechen und Schreiben, Lernbereitschaft, Toleranz und Ambiguitätstoleranz, Denken in Alternativen, Kreativität und Fantasie, sowohl intellektuelle Kühnheit als auch intellektuelle Demut usw.

Diese Tugenden scheinen leider nicht sehr verbreitet zu sein, gerade auch nicht bei Leuten, die meinen, den Ton angeben zu müssen. Umso wichtiger ist es deshalb, die institutionellen Voraussetzungen für kritischen Vernunftgebrauch wirksam zu verteidigen und weiterzuentwickeln. Die Möglichkeit einer wenigstens annähernd offenen Gesellschaft hängt nicht zuletzt davon ab.

ROBERT DEINHAMMER SJ (geb. 1977 in Salzburg), Philosoph und Jurist, katholischer Priester, Mitglied der österreichischen Jesuitenprovinz, lebt und arbeitet derzeit in Innsbruck.



Jesuit, Jurist und Philosoph: Robert Deinhammer.

Foto: privat



Cartoon: Rudi Klein (www.kleinteile.at)

MACHTPOLITIK ALL'ITALIANA

Wie ein Wegwerfaschentuch

Gianluca Wallisch

Italien hat jahrzehntelang am Credo festgehalten, dass auch den kleinsten Parteien die Mitsprache im Parlament nicht prinzipiell verwehrt werden darf. Doch damit ist nun Schluss: Das neue Wahlgesetz wird, wenn es so kommt, wie zwischen Matteo Renzi und Silvio Berlusconi ausgehandelt, eine Fünf-Prozent-Klausel beinhalten. Und die löst Existenzängste aus – so auch bei Angelino Alfano von der rechtskonservativen Alternativa Popolare.

Der ehemalige Berlusconi-Kronprinz, der sich vor Jahren mit seinem Mentor überworfen hat und in der Folge kurioserweise Mehrheitsbeschaffer für Renzis Sozialdemokraten wurde, sieht seine Felle davonschwimmen: Seine Splitterpartei wird aus dem Parlament verschwinden. Der Eindruck drängt sich auf, Renzi brauche Alfano nicht mehr und entsorge ihn nun wie ein Wegwerfaschentuch. Es ist nachvollziehbar, dass Alfano seinen eigenen politischen Tod hinauszögern will, indem er aus der Koalition aussteigt, die ohnehin nur auf vorgezogene Neuwahlen hinarbeitet.

Im Streit darüber, wann nun gewählt werden und wer mit wem zusammenarbeiten soll, darf eins nicht übersehen werden: Die Drahtzieher des neuen Wahlrechts, so gut oder schlecht es auch sein mag, sind zwei Politiker, die zurzeit gar kein Mandat dafür haben. Dass die beiden Ex-Premiers Renzi und Berlusconi weitgehend ungestört aus dem Hintergrund an ihren Comebacks arbeiten können, zeigt, wie Politik tatsächlich funktioniert – zumindest in Italien.



derStandard.at/Cartoons

Eine Weltordnung ohne die USA

Nach Trumps Klimavotum müssen EU und China die Führungsrolle übernehmen

ABSCHIEBUNGEN NACH AFGHANISTAN

EU-weiter Stopp nötig

Irene Brickner

Lange schien es, als scheitere die Heimreise tausender Afghanen aus Österreich und anderen EU-Staaten allein am Fehlen gültiger Rückreisepapiere. Mit Inkrafttreten des EU-Afghanistan-Abkommens im vergangenen Oktober, das mit beträchtlichen Zahlungen an Kabul verbunden ist, glaubte man, dieses Problem beseitigt und die überfälligen Abschiebungen in Gang gebracht zu haben. Die Botschaften kooperierten jetzt. Doch dafür spitzte sich in Afghanistan die Lage immer weiter zu.

Diese Zuspitzung hat inzwischen ein solches Level erreicht, dass eine Rückkehr nach und eine Existenzgründung in Afghanistan menschenrechtlich unzumutbar sind. Spätestens seit dem schweren Anschlag mit über 90 Toten im Zentrum Kabuls am Mittwoch ist der islamistische Terror mit voller Wucht in die Städte zurückgekehrt: in jene afghanischen Städte, in denen es laut den in den österreichischen Asylverfahren verwendeten Länderberichten und Gutachten angeblich sicher genug ist.

Das sind sie nicht, weder für Touristen noch für rückgeführte Afghanen, zwischen denen man im Innenministerium nun einen Unterschied zu machen versucht. Doch Menschenwürde kennt nur ein Maß, also werden Afghanistan-Abschiebestopps à la Deutschland mittelfristig auch in anderen EU-Staaten unvermeidbar sein. Dann wird man auch über die Sinnhaftigkeit von Abkommen diskutieren müssen, die allein auf Abschiebungen setzen.

ABGASMANIPULATION

Supersauber, solange es geht

Regina Bruckner

Nur zugeben, was wirklich nicht mehr zu leugnen ist, diese Masche ist im Abgaskandal hinlänglich bekannt. VW befließigte sich ihrer, Daimler macht es nicht anders, Renault und Fiat-Chrysler wohl ebenso, und auch der VW-Tochter Audi kommt die Methode gelegen. Nun ruft Audi europaweit 24.000 Dieselfahrzeuge zurück.

Wenige Stunden nachdem Deutschlands Verkehrsminister Alexander Dobrindt dem Hersteller Abgasmanipulation in weiteren Fällen vorgeworfen hat, heißt es bei Audi, man habe die „Auffälligkeiten“ selbst entdeckt und der Behörde gemeldet. Vernebeln lautet weiterhin das erbärmliche Motto, während aus den Auspuffen die gesundheitsgefährdenden Stickoxide rausblasen.

Die Autobauer sind noch lange nicht supersauber. So viel ist bekannt. Auch dass Audi in Sachen Abgasmanipulation keine weiße Weste hat, wurde – unter Druck – in den USA zugegeben. Dort haben Audi und VW in einem milliardenschweren Vergleich mit der US-Justiz eingeräumt, dass sie tausende Autos mit einer illegalen Software verkauft hatten. In Europa wurde bislang nichts zugegeben. Doch der Lack blättert an immer mehr Stellen.

Schon langsam wird am Alten Kontinent das strengere Abgas-Regime implementiert. Dass es, anders als in den USA, für die betroffenen und betrogenen Autofahrer immer noch keine nennenswerten Entschädigungen gibt und vermutlich nie geben wird, ist aber ein echtes Trauerspiel.

Alexandra Förderl-Schmid

Ziemlich kalt draußen. Mann, jetzt könnten wir eine große Dosis Erderwärmung gebrauchen“, twitterte Donald Trump im Oktober 2015. Die kriegt er. Aber nicht Trump oder die Bürger in den USA werden am stärksten von den Folgen dieser bisher weitestreichenden Entscheidung des US-Präsidenten betroffen sein, sondern die Bewohner von Entwicklungsländern. Sie sind es, die den Anstieg des Meeresspiegels und die Folgen von Überschwemmungen bzw. Dürren am meisten zu spüren bekommen. Deshalb ist es schlicht verantwortungslos und zynisch, wenn Trump begründet, „dass das Abkommen von Paris sehr unfair ist, in höchstem Maße gegenüber den USA“.

Man muss sich fragen, wen Trump angesichts von 195 Unterzeichnerstaaten meint, wenn er von „ausländischen Lobbyisten“ spricht, die sich danach sehnten, „dass diese Vereinbarung unser glorreiches Land knebelt und auf den Boden wirft“. Seine Forderung nach neuen Verhandlungen zeugt von seinem Größenwahn und wurde sogleich von einer Vielzahl von Staaten abgelehnt.

Weil selbst Ölfirmen wie Exxon Mobil Trump drängten, dem Klimaabkommen treu zu bleiben, und sich die US-Kohlevertreter gespalten zeigen, wird das Vorgehen noch fragwürdiger. Laut Umfragen sind 60 Prozent der US-Amerikaner gegen eine Aussetzung des Abkommens. Außerdem widersetzten sich Bundesstaaten wie Kalifornien, New York und Oregon, die ehrgeizige Einsparziele verfolgen. Dass ein Technologiepionier wie Tesla-Erfinder Elon Musk seine Bertätigung für Trump aufkündigt, ist konsequent. Auffällig war, dass bei Trumps Erklärung sein Spindoctor Steve Bannon zugegen war, Tochter Ivanka und deren Ehemann Jared Kushner jedoch fehlten. Auf eine Verringerung ihres Einflusses auf Trump zu schließen, wäre aber verfrüht.

Trump hat mit dem Ausstieg aus dem Klimaabkommen ein Wahlversprechen eingelöst, während andere noch auf ihre Umsetzung warten: die Mauer zu Mexiko, eine Steuerreform und der Einreisebann für Muslime sind noch nicht umgesetzt. Er fühlt sich Bergbauarbeitern in einigen US-Bundesstaaten mehr im Wort als der Weltgemeinschaft. Seine Begründung: Er sei für die Leute in Pittsburgh da und nicht für die in Paris.

Neben dem Klimaabkommen will Trump laut *New York Times* nun ein weiteres Wahlversprechen einlösen: jenes gegenüber Exilkubanern, denen er eine Abkehr von Barack Obamas Kuba-Politik versprochen hatte. Seine Begründung: Menschenrechtsverletzungen. Es ist nicht bekannt, dass Trump dieses Thema jüngst bei seiner Reise nach Saudi-Arabien angesprochen hätte – er hat sogar einen milliardenschweren Waffendeal mit den Saudis abgeschlossen. Aber in Trumps kleiner Welt ist das schon deshalb gut, weil es Arbeitsplätze in den USA sichert.

Trump zeigt nach einer außenpolitischen Phase der Vernunft, in der er etwa seine Rhetorik gegenüber China mäßigte, was außenpolitisch „America first“ bedeutet: Dass er primär seine Wähler in den USA im Blick hat und ihm der Rest der Welt egal ist.

China, das bereits beim Weltwirtschaftsgipfel in Davos im Jänner den Europäern eine stärkere Zusammenarbeit angeboten hat, nützt diese Chance. Dass China und die EU nun gemeinsam Klimaschutz und Freihandel verteidigen, zeigt eine neue Weltordnung, in der die USA nicht mehr die Supermacht sein wollen.

KOPF DES TAGES

Der Baron, der sich für seine Lügen schämte

Der Ritt auf der Kanonenkugel, das Posthorn mit den eingefrorenen Tönen, das Abseilen vom Mond: Alle, die in den 1970er-Jahren aufgewachsen sind, zählen die fantastischen Geschichten des Barons Münchhausen noch zu ihrer Kindheitsliteratur. Heutige Kinder, die ja angeblich weniger lesen, bekamen 2012 mit einer Neuverfilmung seine unglaublichen Geschichten serviert.

Hieronymus Carl Friedrich von Münchhausen, geboren 1720 in Bodenwerder im heutigen Niedersachsen, gestorben 1797 ebenda, ist eine zeitlose Berühmtheit. Sogar ein übel beleumundetes Syndrom ist nach ihm benannt.

Der Adelige aus der preußischen Provinz soll mit Lust gelogen und Geschichten erfunden haben. Heute könnte er mit diesem Talent Berater des US-Präsidenten werden. Damals fühlte sich der „Lügenbaron“ der Lächerlichkeit preisgegeben. Münchhausen war, würde man heute sagen, Opfer eines negativen Spins geworden.

Eigentlich sah sich Münchhausen nur als unauffälligen Mann mit auffälligem Erzähltalent. Mit diesem schmückte er seine Erlebnisse aus diversen Feldzügen aus. Seine Geschichten machten bald die Runde und zogen auch Fremde nach Bodenwerder – unter anderem den finanziell



Hieronymus Carl Friedrich von Münchhausen, die Personifizierung der Lüge.

Foto: Wikipedia

notorisch abgebrannten „Universalgelehrten“ Rudolf Erich Raspe. Als der nach England flüchten musste, schrieb er, wieder in Geldnot, Münchhausens Geschichten auf – unter dessen Namen. Das Buch wurde ein Weltenerfolg. Nur ein Jahr später übersetzte es Gottfried August Bürger, angereichert durch weitere Abenteuer, ins Deutsche. Dass die 20-jährige zweite Ehefrau des Barons, die nach nur drei Jahren die Scheidung vom alten Rittmeister anstrebte, die Lügenhaftigkeit ihres Mannes gerne bestätigte, befeuerte den Erfolg zusätzlich. Münchhausen, nach der Scheidung ebenfalls pleite, hatte nichts vom Erfolg. Er schämte sich bis ins Grab. Seine fantastischen Geschichten jedoch wurden über Generationen geliebt.

1943 ordnete Nazi-Propagandaminister Josef Goebbels die Abenteuer zur Verfilmung an – mit Hans Albers in der Hauptrolle. Es war ein Versuch der Nazis, die Welt mitten im Krieg mit einer glanzvollen Komödie zu blenden. Und es passte zum Münchhausen-Mythos, dass just der mit Berufsverbot belegte Erich Kästner unter Pseudonym das Drehbuch schreiben musste – und es mit subtilen subversiven Späßen garnierte. So zog sich Kästner wie einst seine literarische Hauptfigur selbst am Schopf aus dem Sumpf. *Petra Stüber*

Schwerpunkt 50 Shades of Fake: **Paul Sailer-Wlasits** über das „Liebesbündnis“ von Wahrheit und Lüge in der Politik. A 3

Essay Mann und Möse: **Christa Nebenfür** über sexuelles Begehren, Osterhöschen und Life-Ball-Kampagnen. A 4

Architektur Forschen am MIT: der Italiener **Carlo Ratti** über die Kultur des Teilens und Open Source Architecture. A 8



Foto: Heinz Stephan Tesarek

Das mit einem weißen Feld beginnende Wappen spielt auf die faschistische Vergangenheit an. Das offizielle kroatische Wappen beginnt mit einem roten Feld.

Die halbe Wahrheit von Bleiburg

Die alljährliche kroatische Gedenkfeier auf dem Loibacher Feld gilt als Anziehungspunkt für Faschismus-sympathisanten. Die Debatte über die historische Wahrheit vom 15. Mai 1945 spaltet Kroatien.

ANALYSE: *Olivera Stajić*

Mitte Mai sprach ein älterer Mann in schwarzer historischer Uniform ungewöhnliche Worte in das Mikrofon einer Journalistin des österreichischen Politmagazins *Report*: „Wenn ich heute über Hitler rede, sehen das alle negativ. Warum? Er hatte eine Ideologie und hat Deutschland groß gemacht. Das tun wir heute auch. Wir haben 75 Jahre gebraucht, um einzusehen, dass das ein kluger Mann war, der Ordnung schaffen wollte.“

Wenig später bedankt sich der Uniformierte dafür, dass ihn die österreichische Polizei schützt, denn vor wenigen Jahren wollte ihm jemand seine Kappe vom Kopf reißen, erzählt er empört. Seine schwarze Kappe gehört zu der Uniform der kroatischen Ustascha, eines rechtsextremen, nationalistischen, faschistischen Bundes, und er trug sie heuer bei der Gedenkfeier auf dem Loibacher Feld im Kärntner Bleiburg am 13. Mai.

Der Mann in Ustascha-Uniform ist ein regelmäßiger Besucher des

alljährlichen Treffens in Kärnten, das offiziell als kirchliche Veranstaltung auf einem Privatgelände angemeldet ist. Das Dokumentationsarchiv des österreichischen Widerstandes (DÖW) spricht allerdings seit Jahren von „einem der größten Treffen von Neonazis in ganz Europa“. „Es ist ein Skandal, dass, nur wenige Tage nachdem das offizielle Österreich der Opfer des NS-Regimes gedacht hat, dessen kroatische Kollaborateure und deren Nachfolger im Geiste sich ungehindert in Österreich versammeln“, erklärte DÖW-Präsident Rudolf Edlinger in seiner diesjährigen Aussendung.

Bleiburg im Mai 1945

Die Israelitische Kultusgemeinde Wien appellierte ebenfalls an Kärntner Politiker, dem Treffen ein Ende zu setzen. Parallel dazu wird in Kroatien hitzig darüber diskutiert, was genau sich in Bleiburg Anfang Mai 1945 ereignet hat und welchen Charakter die Gedenkfeier hat. Die Debatte um Bleiburg spaltet seit Jahrzehnten

die kroatische Gesellschaft, denn die Suche nach der historischen Wahrheit über die Ereignisse von 1945 ist für einige noch lange nicht abgeschlossen.

Die Geschehnisse knapp vor dem Ende des Zweiten Weltkriegs lassen sich 70 Jahre später recht genau rekonstruieren. Am 6. Mai 1945 gab Ante Pavelić, von Hitlers und Mussolinis Gnaden Führer des kroatischen Vassallenstaats (Nezavisna Država Hrvatska, NDH), seinen Truppen den Befehl, sich aus der Hauptstadt Zagreb zurückzuziehen. Angehörige der faschistischen Ustascha, andere Nazi-Kollaborateure aus Kroatien und Slowenien, Kosaken sowie Angehörige serbischer und montenegrinischer Tschetnik-Truppen, die sich unterwegs anschlossen, zogen in einer kilometerlangen Kolonne Richtung Kärnten. Teil der Kolonne waren neben einfachen Soldaten und Befehlshabern auch Zivilisten und Familienan-



gehörige. Ziel des Marsches war es, sich vor den näherkommenden jugoslawischen Partisanen in Sicherheit zu bringen, um sich in Österreich den britischen Truppen zu ergeben. Unterwegs gab es, auch nach der Kapitulation des Deutschen Reiches am 8./9. Mai, Kampfhandlungen mit Partisanen der Jugoslawischen Volksarmee.

Am 14. Mai 1945 steht die Kolonne auf dem Loibacher Feld vor Bleiburg. Die Briten lehnen jedoch die Übernahme der Soldaten in die Kriegsgefangenschaft ab, die kroatischen Unterhändler müssen sich mit der bedingungslosen Kapitulation abfinden.

Die Briten schicken die Kolonne zurück Richtung Jugoslawien, wo sie auf die kriegsverbündeten Partisanen trifft. Hier beginnen die Vergeltungsmaßnahmen und das Morden. In tagelangen „Todesmärschen“, die in der aktuellen kroatischen Debatte auch als „Kreuzweg“ bezeichnet werden,

kommen Tausende ums Leben: Zuverlässige unabhängige Quellen gehen von 50.000 bis 70.000 Personen aus. Die meisten Ustascha-Soldaten werden getötet, jene aus anderen Kollaborateureinheiten teilweise freigelassen. Unter den Toten sind, wie Zeugenberichte bestätigen, auch Zivilisten.

„Es handelte sich auf alle Fälle um Rache und Bestrafung wegen des vierjährigen Terrors und der Verbrechen, die verübt wurden, aber es gab natürlich auch ideologische Gründe: Man wollte sich der potenziellen Feinde der neue Machtstrukturen entledigen“, erklärt der kroatische Historiker Hrvoje Klasić von der Universität Zagreb. Klasić führt aber einen weiteren Grund für das drastische Vorgehen der siegreichen Partisanen an: Die Ustascha-Verbände waren weiterhin bereit, zusammen mit den Briten gegen die kommunistischen Truppen zu kämpfen. „Einige Tage vor dem Rückzug aus Zagreb hat Ante Pavelić den Briten eine Kapitulation ange-

▷ Fortsetzung auf Seite A 2

▷ Fortsetzung von Seite A 1

boten, aber nur unter der Voraussetzung, dass der Kampf gegen die Partisanen fortgesetzt würde. Es gab keine Reaktion von der britischen Seite, das Dokument wurde an Tito weitergeleitet“, so Klasić. Dieses Dokument nimmt Tito als gewichtiges Argument, um die Feinde auf teils grausame Weise und ohne ein Kriegsgericht loszuwerden.

Auf dem Loibacher Feld vor Bleiburg gab es jedoch keine Kämpfe und keine Tötungen. Die meisten bisher ausgehobenen Gräber zeugen von Hinrichtungen im kärntnerisch-slowenischen Grenzgebiet, in Huda Jama in der slowenischen Untersteiermark, in Opčine bei Triest und in Tezno nahe Maribor. Jedoch wurde Bleiburg für alles, was in den Tagen nach Bleiburg passierte, vom nationalistischen Narrativ zum Symbolort der Nationaltragödie erhoben.

Dass ausgerechnet ein Ort außerhalb des kroatischen und des jugoslawischen Staatsgebiets gewählt wurde, ist kein Zufall, sagt der Zeithistoriker Vjeran Pavlaković von der Universität in Rijeka: „Eine kleine Gruppe ehemaliger Ustascha-Offiziere hat Bleiburg nach dem Zweiten Weltkrieg auserkoren, um die eigene Vergangenheit reinzuwaschen und sich als Opfer zu stilisieren. Dazu waren die Ereignisse aus dem Mai 1945 natürlich sehr geeignet.“

Opfermythos der Ustascha

In Bleiburg treffen sich ab Mitte der 1950er-Jahre jene hochrangigen Ustascha, die in der Emigration in Deutschland, Österreich, in Nord- und Südamerika leben und auch vom jugoslawischen Geheimdienst UDBA beobachtet werden. Viele von ihnen sind weiterhin politisch aktiv, ebenso der ehemalige Führer des NDH-Staats, Pavelić. Er befand sich im Mai 1945 nicht in der Kolonne nach Bleiburg, sondern floh über Salzburg nach Italien, wo er sich in Rom versteckte, und von dort

aus einige Jahre später nach Argentinien emigrierte, wo er eine kroatische Exilregierung gründete.

Unter den hochrangigen Ustascha, die fliehen konnten, waren auch Verhandler aus Bleiburg, Danijel Crljen und Ivo Herenčić, sowie der Kommandant des kroatischen Konzentrationslagers Jasenovac, Vjekoslav „Maks“ Luburić. Das Narrativ, das die Ustascha-Emigranten in den nächsten Jahrzehnten pflegen, blendet die Verbrechen von 1941 bis 1945 vollkommen aus. „Sie wollten sich selbst gerne als heimattreue Patrioten sehen, die antikommunistische Kollaborateure, die sie waren. Dieses leicht zu manipulierende Narrativ übernimmt der neue unabhängige kroatische Staat in den 1990ern“, erklärt Pavlaković, der das Gedenken in Bleiburg seit Jahren für das Projekt „Framnat“ beobachtet.

Während die Ustascha-Angehörigen und ihre Nachkommen in der Diaspora ausschließlich den Opfermythos der Besiegten pflegen und von einer Wiedererweckung der kroatischen Nation träumen, wird zur gleichen Zeit im sozialistischen Jugoslawien ein konträres Geschichtsbild gepflegt. „Es gibt keine Zweifel daran, dass im sozialistischen jugoslawischen Staat das

Vergangenheitsnarrativ tendenziös und stark ideologisiert war. Betont wurden nur jene Momente, die auf Brüderlichkeit und Einheit – Bratstvo i jedinstvo – hinweisen, sowie Heldentaten der Partisanen im Kampf gegen die deutschen Besatzer. Weniger ruhmreiche Ereignisse wurden entweder verschwiegen oder kleingeredet“, beschreibt Klasić den in Jugoslawien tradierten Blick auf den Zweiten Weltkrieg und die Zeit davor. Bleiburg und die Massenerschießun-

gen, die danach erfolgten, sowie der Kampf gegen ideologische Gegner waren kein Thema.

Nach dem Zerfall Jugoslawiens fand in allen neuen unabhängigen Staaten eine Revision der Vergangenheitsinterpretation statt. Die Demokratisierung brachte allerdings keine differenzierte Betrachtung der gemeinsamen Geschichte, im Gegenteil: Es entwickelten sich parallele nationalistisch-revisionistische Geschichtsbilder, die ausschließlich die Opferrolle der eigenen Nation pflegten. „In Kroatien beginnt in den 1990ern ein Revisionismus in seiner negativsten Ausprägung: Alles, was weiß war, wird nun schwarz und umgekehrt. Der Nationalismus ersetzt die kommunistische Ideologie, die selektive Wahrnehmung der positiven Aspekte der serbisch-kroatischen Beziehungen, die es in Jugoslawien und davor gab, weicht ausschließlich negativen Wahrnehmungen und der Betonung der Feindschaft“, so Klasić, der zur Geschichte des 20. Jahrhunderts forscht.

Zu diesem Revisionismus gehört auch das Narrativ, das kurz vor dem Ausbruch der Jugoslawienkriege und währenddessen verbreitet wurde: „Die Lehrbücher in den 1990ern sind voll davon: Ein Schüler konnte den Eindruck gewinnen, dass das, was gerade passierte, während er in seinem Geschichtsbuch las, etwas ist, das eine hundertjährige Kontinuität hat“, analysiert Klasić. Dieses nationalistische Narrativ wurde auch von politischen Kommentatoren außerhalb des jugoslawischen Raums unterstützt, indem der Zusammenbruch Jugoslawiens und seine blutigen Folgen als schon im Vorhinein feststehend und unvermeidlich angenommen wurden.

„Eine kleine Gruppe ehemaliger Ustascha-Offiziere hat Bleiburg nach dem Zweiten Weltkrieg auserkoren, um die eigene Vergangenheit reinzuwaschen und sich als Opfer zu stilisieren.“

konnte den Eindruck gewinnen, dass das, was gerade passierte, während er in seinem Geschichtsbuch las, etwas ist, das eine hundertjährige Kontinuität hat“, analysiert Klasić. Dieses nationalistische Narrativ wurde auch von politischen Kommentatoren außerhalb des jugoslawischen Raums unterstützt, indem der Zusammenbruch Jugoslawiens und seine blutigen Folgen als schon im Vorhinein feststehend und unvermeidlich angenommen wurden.

Die Festlegung auf diese zu einfache, aber auch verlockende Ursachenanalyse passierte gewiss auch wegen der offensichtlichen Reaktivierung der Feindbilder: Die paramilitärischen Einheiten in Kroatien trugen Ustascha-Symbole und Embleme, die aufseiten der Serben jene der Tschetniks.

Was nach den Jugoslawienkriegen passierte, bezeichnet der Belgrader Soziologieprofessor Todor Kuljić als „Bürgerkrieg der Erinnerungen“. Wobei das nicht nur für das Erinnern an die Bürgerkriege von 1991 bis 1995, sondern auch für die Erinnerungen an den Zweiten Weltkrieg gilt. Für die innerkroatische Debatte bedeutet das eine emotional aufgeladene Neuverhandlung der jugoslawischen Geschichte von 1945 bis 1991 einerseits und die schmerzhaft Aufarbeitung der eigenen Schuld im Zweiten Weltkrieg und der Verbrechen der Ustascha andererseits.

Das Hochstilisieren von Bleiburg zum identitätsstiftenden Opfermythos der rechtsgerichteten politischen Kräfte in Kroatien passierte und passiert noch immer zusammen mit dem Kleinreden der Verbrechen im Konzentrationslager Jasenovac, erklärt die Wiener Politikwissenschaftlerin Ljiljana Radonić. Das Bemühen, Bleiburg und Jasenovac im Geschichtsdiskurs als gleichwertig zu etablieren, fängt bereits mit dem Buch des ersten kroatischen Präsidenten und gelernten Historikers Franjo Tuđman, *Irrwege der Geschichtswirklichkeit*, an. Tuđman korrigiert die Zahl der Jasenovac-Opfer nach unten, und „obwohl er nie gesagt hat, die Verbrechen im Konzentrationslager Jasenovac und die Ereignisse nach Bleiburg seien gleichwertig, hat er dieses Klima vorbereitet“, sagt Radonić. In ihrem 2010 erschienenen Buch *Krieg um die Erinnerung. Kroatische Vergangenheitspolitik zwischen Revisionismus und europäischen Standards* analysierte Radonić die antagonistischen Diskurse der kroatischen Geschichtspolitik anhand der Berichterstattung in den Tageszeitungen *Vjesnik* und *Novi list*. Wenn kroatische Politiker der rechtskonservativen Regierungspartei HDZ bei der Gedenkfeier in Jasenovac auftraten, „erwähnten sie auch immer mantelhaft Bleiburg“, so Radonić.

Nationale Versöhnung

In den 1990ern erfuhr das Gedenken in Bleiburg immer mehr Aufmerksamkeit, hatte prominente Redner aus Politik und katholischer Kirche als die Gedenkfeiern in Jasenovac. Der kroatische Staat übernahm in den 1990ern die Schirmherrschaft über die privat organisierte Veranstaltung in Kärnten. „Einer der Gründe war auch die massive Kritik, die in Bleiburger Reden an Tuđman geübt wurde. Die rechtsextreme Partei HSP hat Bleiburg dazu benutzt, sich zu positionieren. Tuđmans HDZ hat die Veranstaltung an sich gerissen, er hat also quasi die Konkurrenz aufgekauft“, sagt der Zeithistoriker Pavlaković.

Tuđman geht noch weiter und greift seine Idee aus den 1980ern über „das gleichwertig Böse“ im Jahr 1996 wieder auf: Eine sogenannte Nationale Versöhnungsstätte sollte in Jasenovac geschaffen werden. Dort sollten die Knochen der Opfer des KZ Jasenovac buchstäblich mit jenen von Bleiburg vermischt werden. In den 1990er-Jahren wird versucht, Jasenovac ausschließlich als Lager für politische Gegner des faschistischen NDH-Staats zu definieren. Diese politischen Gegner sollten auch als Kroaten wahrgenommen werden, und so werden die Jasenovac-Opfer zu „kroatischen Op-

fern“ umgedeutet, erklärt Radonić. Rassische Vernichtung der Serben, Juden und Roma im KZ Jasenovac, die Ustascha angelehnt an die Nazi-Ideologie durchgeführt haben, wird totgeschwiegen.

Parallel dazu wird der Mythos bestärkt, dass in Bleiburg und in den Tagen danach ausschließlich unschuldige Kroaten umgekommen seien. In Loibach bei Bleiburg steht auf dem Gedenkstein auf Kroatisch: „Zu Ruhm und Ehre der gefallenen kroatischen Armee, Mai 1945“, darunter abgewandelt auf Deutsch: „Zum Gedenken an die gefallenen Kroaten, Mai 1945“. Tscherkessen, Slowenen, Montenegriner und Serben unter den Opfern werden auch bei den Gedenkfeiern nicht erwähnt.

Über Tuđmans Idee der „nationalen Versöhnung“ sagt der Historiker Hrvoje Klasić: „Ich glaube nicht, dass Tuđman die Ustascha rehabilitiert hat, aber er wollte diesen Aspekt betonen, dass die Ustascha einen kroatischen Staat wollten und dass sie Antikommunisten waren. Das ist natürlich wahr, aber das ist eben auch nur die halbe Geschichte.“

Jahr für Jahr wird auf dem Loibacher Feld bei Bleiburg ausschließlich diese halbe Geschichte erzählt. Während vorne auf der Bühne hochrangige Politiker, Bischöfe der kroatischen katholischen Kirche und Imame (unter den Ustascha waren auch kroatische und bosnische Muslime) reden und für die Seelen der Oper beten, wehen vor der Bühne Flaggen der paramilitärischen Einheiten aus dem Kroatienkrieg der 1990er-Jahre. Das Ustascha-Wappen, das im Unterschied zum aktuellen kroatischen mit einem weißen Feld beginnt, ist allgegenwärtig, Nazi- und Ustascha-Devotionalien werden offen und unter der Hand zum Kauf angeboten, im Bierzelt abseits der Bühne werden Ustascha-Lieder gesungen, die die Opfer des Konzentrationslagers Jasenovac verhöhnern, die Hand wird zum Hitlergruß erhoben, der kroatische Faschistengruß „Za dom spremni“ wird gegrüßt.

In Kroatien fiel die mediale Debatte heuer etwas leiser aus – die kroatische Regierung befindet sich gerade in einer politischen Krise. Unter den Historikern und den politischen Akteuren ortet der Historiker Tvrtko Jakovina von der Universität Zagreb „eine unendliche Frustration, weil wir seit 25 Jahren ununterbrochen die gleiche Debatte führen. Wir werden immer mehr zu einer geteilten Gesellschaft, weil die pseudowissenschaftliche Debatte die politische Auseinandersetzung usurpiert hat.“

Einer der bekanntesten bosnisch-kroatischen Schriftsteller und Essayisten der Gegenwart, Miljenko Jergović, hat für Kroatien und die anderen exjugoslawischen Länder einen Lösungsvorschlag: „Die verfeindeten Völker muss man aus den eigenen Mythologien, in denen die Verlierergeschichten fehlen, herausführen und ihnen die Fähigkeit zur Empathie zurückgeben. Das ist eine Aufgabe für Visionäre, große Staatsmänner, Dichter und Wahrsager, aber nicht für Historiker.“



Olivera Stajić hat Geschichte und Kommunikationswissenschaften studiert. Sie arbeitet seit 2009 beim STANDARD, seit 2013 als Online-CvD. Foto: privat

ALBUM

Mag. Mia Eidlhuber (Redaktionsleitung)
E-Mail: album@derStandard.at



„Entfernt den Ustascha-Gruß“, fordern Demonstranten in Jasenovac.

Foto: APA, Reuters

50 Shades of Fake in der Politik

Wie ein roter Faden zieht sich das „Liebesbündnis“ aus Wahrheit und Lüge durch die Geschichte der Politik. Gesamtgesellschaftliche Verwerfungen und politische Entropie sind die Folgen.

Paul Sailer-Wlasits

Lüge, Betrug und Täuschung zählten einst zum politischen Standardrepertoire antiker Diktaturen, absoluter Monarchien der frühen Neuzeit und totalitärer Regime des 20. Jahrhunderts. Aus welchem Grund aber halten sich Lügen so nachhaltig in den Zentren gegenwärtiger Demokratien? Ausgerechnet in jenen Staatsgebilden, die sich dem zivilisatorischen Fortschritt verschrieben und die Grundtugenden des Gesellschaftsvertrages auf ihre Fahnen geheftet haben?

Die Mesalliance aus Politik und Lüge währt bereits seit Jahrtausenden, vermutlich schreibt sie sich bereits vom Beginn der frühesten Hochkulturen her. Ein zentrales Charakteristikum der Lüge war und ist, dass derjenige, der lügt, weiß, dass er die Unwahrheit sagt. Das unterscheidet die Lüge vom Irrtum. Von politischen Sonderdeformationen notorischer Lügner abgesehen, die nur ab und zu oder versehentlich die Wahrheit sagen, besteht das zweite wesentliche Kriterium der Lüge in der Absicht zu täuschen.

Lügen und täuschen

Lüge und Täuschungsabsicht sind auch Vorboten sogenannter „Politmorde“, die oftmals ohne Notwendigkeit in Regierungen und Parteien begangen werden. Im Vergleich zu Kriegsgebieten wie Syrien, in denen – möglicherweise – angeordnete Massenmorde an der Zivilbevölkerung mit Giftgas verübt wurden, sind diese harmlos. Doch die danach immer gleichen Dramaturgien an gegenseitigen Schuldzuweisungen beweisen, dass in jeder Runde der indezenten Beschuldigungen mindestens einer der Kontrahenten lügt.

Wenn also nicht Irrtümer infolge unvollständiger Information vorliegen, zeigt dies, dass offenes Lügen aufgrund von machtpolitischen oder geostrategischen Interessen einen integrativen Bestandteil der politischen Praxis bildet.

Hinsichtlich ihrer politischen Arroganz unterscheiden sich die gegenwärtigen Weltmächte kaum von den antiken, wie etwa dem Imperium Romanum. In beiden wurde bzw. wird die Rhetorik zum zentralen politischen Instrumentarium erhoben. Nicht der Wahrheitsgehalt, sondern der Zweck dominiert den politischen Diskurs.

Während die Rhetorik der Griechen und Römer noch zwischen der Kunst der Überzeugung und jener der Überredung unterschied, zelebriert die gegenwärtige politische Sprache die Rhetorik hauptsächlich als Selbstbefreiung von der Verpflichtung zur Wahrheit. Euripides war es, der das „Wahrsprechen“ als einer der Ersten gefordert hatte, zweieinhalb Jahrtausende später erhoben nationalsozialistische und stalinistische Demagogen die Lügen, Täuschungen und den Betrug erneut zur politischen Methode. Damit setzten sie das dialogische Miteinander gesamtgesellschaftlich und final außer Kraft.

Das verbale Radikalböse

Die Umwertung der Wörter, die Verbalradikalismen, Verzerrungen und Vergiftungen der Sprache durchsetzten die Atemluft des öffentlichen Lebens. Die Hasssprache des Fanatismus oszillierte in der NS-Diktatur zwischen

„Krankheit und Verbrechen“ (V. Klemperer). Damals wie heute gab und gibt es das Wechselspiel aus persuasivem Vorsprechen der Führerfiguren und den rhetorisch gelenkten Antworten der Massen, nur die Kommunikationskanäle sind gegenwärtig andere. Denn die lügendurchtränkten politischen Täuschungsmanöver haben den Change-Prozess von der analogen zur digitalen Welt mühelos bewältigt. Das protopopulistische Gesetz gilt wie eh und je: Nicht die Wahrheit, sondern das für wahr Gehaltene reicht für das Gewinnen von Mehrheiten aus.

Vor allem in Wahlkämpfen haben Wahrheiten keine Konjunk-

tur, da es nicht um diese geht, sondern primär nur um das Prestigepotenzial von Aussagen.

Plebiszitäre Demagogie hat den politischen Inhalt längst verdrängt. Es reicht aus, sich als „Homo politicus der Herzen“ zu präsentieren; wichtig ist die Fähigkeit, „im erborgten Glanz“ (F. Nietzsche) leben zu können, seine soziale und emotionale Intelligenz auszuspielen, dem Volk aufs Maul zu schauen und sich ganz tief in die Wählerschaft hineinzusetzen – wenn nötig bis zur Charakterlosigkeit.

Das Habhaftwerden der Mehrheit steht im Zentrum des rhetorischen Marktes des Als und des Als-ob, doch der Kollateralschaden eines solchen Populismus ist gewaltig. Die sprachlich herbeigeführte Reduktion von Komplexität erzeugt jene Identifikationsräume, in denen sich gesellschaftliche Mehrheiten gerne einrichten; besonders dann, wenn sie nicht mehr an politische Partizipation glauben, ermattet sind und daher den perfiden Scheinlösungen auch vertrauen wollen.

Gerade in Zeiten der Entscheidungen, vor Wahlen etwa, gilt es für Wählerinnen und Wähler, aus der Täuschung herauszugelangen. In der Hoffnung, dass das Heraustreten aus der Täuschung, das „Enttäuschen“, nicht zu einer Enttäuschung, sondern zu Erkenntnissen, zu Entscheidungen und dadurch zu jenem Handeln der politischen Akteure führen möge, das sich am „Wahrsprechen“ orientiert.

Paul Sailer-Wlasits, geb. 1964, ist Sprachphilosoph und Politikwissenschaftler in Wien. Sein aktuelles Buch „Minimale Moral. Streitschrift zu Politik, Gesellschaft und Sprache“ erschien 2016 im Verlag New Academic Press.



Foto: Frank Kunert

■ Kinder!



Zweimal Wahrheitsfindung

Neues von den „Old Boys“ des New Journalism: **Tom Wolfe** und **Gay Talese** haben jeweils ein aktuelles – und sehr Streitbares – Buch geschrieben.

Michael Freund

Tom Wolfe und Gay Talese haben einiges gemeinsam. Sie sind ungefähr gleich alt, Mitte 80, haben als Journalisten begonnen und sind Bestsellerautoren geworden. Sie wohnen auf Manhattans schicker Upper East Side und sind für ihre maßgeschneiderten Anzüge und kecken Hüte bekannt. Vor allem aber gelten sie als Pioniere des New Journalism, der literarischen Reportage, die sich durch Freiheiten wie innere Monologe oder Perspektivenwechsel auszeichnet.

Neue Bücher der beiden sind letzten Sommer in den USA und in diesem Frühjahr auf Deutsch erschienen. Wolfes *Das Königreich der Sprache* und Taleses *Der Voyeur*. Die Verwendung der ersten Person – auch das eine Besonderheit des New Journalism – zeigt sich bereits am jeweiligen Beginn. „Eines schönen Abends im Jahr 2016 surfte ich im Netz (...)“, als ich auf einen Webknoten stieß und las: The mystery of language evolution“, heißt es bei Wolfe, und bei seinem Kollegen: „Ich kenne einen verheirateten Mann und zweifachen Vater, der vor vielen Jahren ein Motel (...) kaufte, um dort seine voyeuristische Neigung auszuleben.“ Während der eine Grundannahmen der Evolutionstheorie hinterfragt, verfolgt der andere eine lange geheim gehaltene, sehr persönliche Geschichte. Beide haben von der Kritik ihr Fett abbekommen.

In seinem Königreich verfolgt Wolfe mehrere Ziele. Er will zeigen, dass der Darwinismus zumindest teilweise eine intellektuelle Mode einer aufklärten Minderheit war, die sich „weit über der muhenden Herde tief unter ihr“ dünkte. Darwins Theorie stehe auf nicht ganz festen Füßen. Insbesondere den Sprachenerwerb hätte sie nie befriedigend erklären können. In einem zweiten Teil argumentiert Wolfe, dass auch der Linguist Noam Chomsky mit der „universellen Grammatik“ und einer „angeborenen Sprachfähigkeit“ empirisch nicht überprüfbare Dogmen geschaffen habe. Den großen Autoritäten stellt Wolfe Underdogs gegenüber, die gegen die begeisterten Jünger Darwins und die Brüderschaft der Chomsky-Schule keine Chance gehabt hätten.

Sprache, was ist das?

Es macht dem Autor Freude, die wissenschaftlichen Auseinandersetzungen vor allem als Statuskämpfe darzustellen, insbesondere den Ikonen einer modernen Weltanschauung eins auszuwischen. So wie er einmal den New Yorker Kunstbetrieb als Diktat einiger Kritiker karikierte und sich darüber lustig machte, dass „Mieslinge“ über die Einhaltung der Jalousienhöhe in Bauten von Mies van der Rohe wachten, so beschreibt er hier die Verteidiger des Linguisten als „Wahrheitskommandos“ und nennt ihn „Noam Charisma“. Dies besonders gerne, weil er damit auch eine Leitfigur der Linken treffen kann.

„Sprache – was ist das?“ Niemand scheint das beantworten zu können. Gegen Ende aber fällt es Wolfe, (...) wie Schuppen von den Augen, (...) weil es so ungemein klar auf der Hand liegt!“, Die Sprache ist eine Waffe, die den Menschen vom Tier trennt, ein Artefakt, ein Werkzeug! Nix Evolution! Das

klingt zu gut, um nicht schon lange erwogen worden zu sein. Der Statusvermesser Wolfe dürfte aus dem komplexen Gebäude der Entwicklungslehre die ihm passenden Ziegel herausgeholt und damit zugeschlagen haben. Das jedenfalls halten ihm Fachleute in zahlreichen Kritiken vor, die nicht unbedingt irgendwelchen Wahrheitskommandos angehöhen.

Um Wahrheitsfindung geht es auch bei Gay Talese, und um Sex, ein Thema, das er bereits 1981 in seinem Bestseller *Thy Neighbor's Wife* mit viel teilnehmender Beobachtung und beobachtender Teilnahme behandelt hat. Das war auch der Grund, warum Gerald Foos, ein Motelbesitzer aus Colorado, ihm einen Brief schrieb: Er habe seine Herberge so modifiziert, dass er ungestört die Gäste von oben beobachten kann, und er tue das seit Jahren. Was er dabei sehe, habe er in einem Tagebuch festgehalten. Bei Vertraulichkeit könne der Schreiber aus New York alles einsehen. Ein Spanner also. Talese macht sich auf den ersten Seiten des *Voyeurs* Gedanken, ob und wie er auf dieses Angebot eingehen soll. Die Neugier siegt. Er reist an und wird zum Mitwisser – und Mitbetrachter.

Das Buch besteht zum Gutteil aus Foos' Tagebuchzitate, die man je nachdem nur angewidert lesen kann oder mit Staunen darüber, was sich in den Schlafzimmern von Menschen zuträgt, die sich unbeobachtet fühlen.

Dazwischen holt Talese wie immer weit aus, lässt sich von Foos erzählen, wie er schon als Kind vom Zuschauen erregt wurde, wie er seine beiden Ehefrauen in seinen Dachzirkus miteinbezogen und Widerwärtigstes und Liebevollstes beobachtet hat, wie er sich als „Sexualforscher“ fühlt. Dem Zuhörer wird das zwar zu viel und zu brisant, doch er bleibt dran, bis er von Foos, den er nach dem Verkauf des Motels nochmals besucht, die Erlaubnis zur Veröffentlichung bekommt.

Schon Talese sind technische Ungereimtheiten aufgefallen, den Rezensenten noch weitere. Schwerer wiegt der Vorwurf, dass der Leser zum Komplizen einer problematischen Versuchsanordnung gemacht wird. Foos verweist zwar darauf, dass wir sowieso in einer totalen Überwachungsgesellschaft leben und seine Form der Spionage für die Betroffenen folgenlos geblieben ist (was nicht stimmt), doch das sollte seine Aktivitäten nicht rechtfertigen. Talese lässt es offen. Ein polemisches Buch und ein fragwürdiges. Warum soll man sie lesen? Weil sie einem Futter zum Nachdenken geben, Wolfe provozierend bis ins sprachliche Delirium.

Talese nüchterner. Beide könnten sie verdammt gut schreiben.



Tom Wolfe, „Das Königreich der Sprache“, übersetzt von Yvonne Badal. € 20,60 / 224 Seiten. Blessing, 2017



Gay Talese, „Der Voyeur“, übersetzt von Alexander Weber. € 20,60 / 224 Seiten. Hoffmann & Campe, Hamburg 2017

Christa Nebenführ

Ich glaube an das Patriarchat. Nicht in dem Sinn, dass ich mich dazu bekenne, sondern in dem Sinn, dass ich den Begriff für eine zutreffende Bezeichnung ubiquitärer gesellschaftlicher Verhältnisse halte, in denen Frauen unterdrückt werden. Da sich diese Unterdrückung historisch, regional, kulturell und klassenspezifisch in ganz unterschiedlicher Weise manifestiert, haben sich Symbole herausgebildet, die sowohl der Unterwerfung als auch der Befreiung beansprucht und zugeschrieben werden. Sie betreffen im Wesentlichen die Sphäre des Sexuellen: Die Frau als Begehrende oder als Begehrte.

1981, ein Strand in der Nähe von Istanbul: Türkinnen in Tangabikinis und Türkinnen in Pluderhosen und Hidschab stehen wenige Meter voneinander entfernt im hüfttiefen Wasser und lachen. Ich wäre am liebsten nackt, respektiere aber kulturelle Unterschiede und gehöre daher äußerlich der Bikinifraktion an. Die Frage der symbolischen Ordnung ist dabei, ob sich Frauen verhüllen oder entblößen, weil sie das angenehm finden, oder ob sie sich damit den Wünschen von Moralhütern oder Lustlingen unterwerfen.

Wer soll das entscheiden?

Auch auf einem Sujet der Life Bible des diesjährigen Life Balls wird gefragt: *Who's to judge?* – Ist das eine Anspielung auf 2014, als der Österreichische Werberat anlässlich des Life-Ball-Sujets einer/s nackten Transsexuellen von David La Chapelle seine Verfahrensordnung änderte? Seit 2015 ist er auch für Kunst Sujets zuständig, sofern diese ein Produkt oder eine Veranstaltung bewerben, die nicht ausschließlich dem Bereich Kunst zuzuordnen sind, und kann bei Unzuständigkeit zumindest noch eine Distanzierung aussprechen.

Das mag noch kein Schritt zur Sittenpolizei sein, aber mir wird's mulmig.

Sexualisierte Werbung

Am 21. April 2017 hat sich eben dieser Werberat für einen sofortigen Stopp beziehungsweise sofortigen Sujetwechsel der Palmers-Kampagne für „Osterhöschen“ ausgesprochen. Begründet wurde das unter anderem mit einem Verstoß gegen geschlechterdiskriminierende Werbung, und zwar mit dem Wortlaut:

„2.1.1. Geschlechterdiskriminierende Werbung (sexistische Werbung) liegt insbesondere vor, wenn, d) die Person in rein sexualisierter Funktion als Blickfang dargestellt wird, insbesondere dürfen keine bildlichen Darstellungen von nackten weiblichen oder männlichen Körpern ohne direkten inhaltlichen Zusammenhang zum beworbenen Produkt verwendet werden.“

Empfinde tatsächlich nur ich diese Begründung als inkohärent? Und nein: Ich möchte wirklich keinen Beifall von Georg Schildhammer oder Felix Baumgartner, deren Kritik an der Kritik am Sujet sich auf verbales Feministinnenklatschen beschränkt. Ich krieg nur den Zusammenhang zwischen Sexismus (in der Begründung als „Geschlechterdiskriminierung“ erläutert) und der bildlichen Darstellungen von nackten weiblichen oder männlichen Körpern nicht gebacken.



Aus der Style Bible des diesjährigen Life Balls: „Die sieben Todsünden erinnerten den Maler Otto Dix an die Verdorbenheit und Dekadenz, die für ihn im Berlin der Zwischenkriegszeit allgegenwärtig waren. Doch wer bestimmt, was Sünde und was Tugend ist? Wer hat die Macht, für alle anderen zu entscheiden?“

Foto: Life Ball 2017

Wäre dafür nicht eher der Begriff sexualisierte Werbung angebracht?

Inwiefern ist die Darstellung von nackten weiblichen oder männlichen Körpern geschlechterdiskriminierend? Weil man beim Anblick des Genitalia theoretisch eine Unterscheidung (Diskriminierung) treffen und den/die Trägerin als Mann oder Frau interpretieren könnte? Werden Nacktbilder verboten, um Vorurteile bezüglich der Geschlechter abuschaffen?

Und auch Männer erhoffen sich eine Frau, die die klare und strukturierte Denkweise des Mannes, die oftmals mit wenigen Worten auskommt, nicht als Beleidigung oder Ignoranz begreift, sondern versteht, dass für ihn Kommunikation im Sinne von regem Wort-austausch lange nicht so wichtig ist wie seine ganz persönliche Art der Verständigung, nämlich Sex.

Also doch? Mund halten und Beine breitmachen? Die Unerfüllbarkeit des – unterstellten – Begehrens nach verbalem Austausch akzeptieren und sexuellen Austausch gewähren, um überhaupt irgendeinen Austausch zu kriegen?

Das Zitat stammt von einem, der vorgibt, es wissen zu müssen: Es ist der Leseprobe des Buches *Frauen wollen reden, Männer Sex. Wie verschieden sind wir wirklich, Herr Buschbaum?* von Balian Buschbaum entnommen. Und der war bis 2007 als Yvonne Buschbaum eine deutsche Leichtathletin im

Stabhochsprung. Wie verschiedene sind wir wirklich? Die kulturellen Konnotationen von Weiblich und Männlich sind ein fließendes Konstrukt – wie die von Familie, Volk, Rasse und vielem mehr. Das ist es, was Judith Butler in *Gender Trouble* herausgearbeitet hat. Dass nun jemand, der infolge der medizinischen Entwicklung die Entscheidung zu physiologischen Änderungen an seinem Körper treffen konnte, damit prädestiniert sei, diese äußerlichen Zuschreibungen von innen zu bestätigen oder zu widerlegen, verfestigt die naive Verknüpfung physiologischer Attribute mit mentalen Fähigkeiten. Der kulturellen Leistung der Imagination wird dadurch ihre Bedeutung, ja geradezu die Existenz abgesprochen.

Sexistische Feststellung

„Die klare und strukturierte Denkweise des Mannes“: Eine sexistischere Feststellung ist kaum vorstellbar. Wie geht es mir damit als Person, die aufgrund ihres hormonellen Status, ihrer Gene, ihrer primären und sekundären Geschlechtsmerkmale, ihrer Gebärfähigkeit und ihrer Mutterschaft als Frau definiert wird und deren größte Begeisterung – frei nach Helmut Schmidt – die nüchterne Leidenschaft für praktischen Vernunft ist?

Ist diese Leidenschaft ohne klare und strukturierte Denkweise vorstellbar? Da lässt mich die Imagination im Stich. Der einzige

Die Villen der Sommerfrischler

Marie-Therese Arnbom rekonstruiert die Geschichte der Bad Ischler Villen und ihrer Bewohner.

Olga Kronsteiner

Das Spektakel rund um die Errichtung von Oscar Blumenthals Domizil in Bad Ischl muss Stadtgespräch gewesen sein: ein Fertigteilhaus, das zuvor bei der Weltausstellung in Chicago 1893 für Furore gesorgt hatte. Eine Novität, die der Berliner Schriftsteller und Dichter kurzerhand ins Salzkammergut importierte.

1894 ist sein erster Besuch in Ischl dokumentiert, 1895 sein nächster. Im gleichen Jahr weilt hier auch ein Fabrikdirektor aus der deutschen Küstenstadt Wolgast namens Heinrich Kraeft in Begleitung seiner Tochter. Ein Aufenthalt, der mit einer beruflichen Mission verbunden war. Der gewiefte Schiffsbaumeister hatte 1890 begonnen, zusätzlich zu seinen Booten auch seriell gefertigte Häuser zu entwickeln. Das in Chicago präsentierte Modell aus Pechkiefere wog etwa 30 Tonnen, war in Einzelteilen mit der Bahn nach Ischl transportiert und hier wieder aufgebaut worden. An einem Waldweg Richtung Lauffen steht diese Villa noch heute.

Aus historischer Sicht wurde sie zur Geburtsstätte der Erfolge Oscar Blumenthals, etwa auch des 1896 gemeinsam mit Gustav Kadelburg verfassten Lustspiels *Im weißen Rössl*. Dem Original, das im Laufe der Jahrzehnte gegenüber der gleichnamigen Operette in den Hintergrund rückte. Die Villa Blumenthal ist eine von 40, deren Geschichten und Lebenswege einstiger Besitzer und Bewohner die Historikerin Marie-Theres Arnbom in akribischen Recherchen bis in die Nachkriegsjahre rekonstruierte. *Die Villen von Bad Ischl – Wenn Häuser Geschichten erzählen* erschien Ende

April im Amalthea-Verlag. Die erste Auflage von 3000 Stück war schnell vergriffen, das zeugt vom anhaltenden Publikumsinteresse an historischer Kost der bekömmlichen Gattung; fundiert recherchiert, ohne inhaltlich und sprachlich schwerfällig zu sein.

Symbolische Ordnung

Den interessantesten Ansatz zur Deutung der gegenwärtigen symbolischen Ordnung des sexuellen Begehrens verdanke ich einem Blogbeitrag von Sama Maani über „sexuelle Autonomie“. Er zitiert neuere Diskurse, „in denen Sexualität kaum mehr mit Begehren und mit körperlicher Lust zu tun zu haben scheint und die sich mehr und mehr in Reden über ‚sexuelle Identität‘ erschöpfen“, und resümiert: „Das narzisstische Interesse am Selbst(bild) verdrängt die Lust des Körpers und das Begehren von real existierenden Objekten.“

Tatsächlich haben die von mir im Zuge einer Recherche befragten Transgenderpersonen durchgehend angegeben, wenig oder gar keine Sexualität mit anderen zu pflegen. Es gibt gewiss keinen Grund, die Lebensform einer Transgenderidentität deshalb in Transgenderweise zu verunglimpfen. Menschen die sich – aus welchen Gründen und in welchem Ausmaß auch immer – für ein zölibitäres Leben entscheiden, verdienen jeden Respekt. Aber ich habe es satt, das Sittlichkeitsforderungen immer wieder über einen scheinbaren Geschlechterdiskurs verhandelt werden.

Vielleicht wird sich das ändern, wenn eine gerechte Machtbalance zwischen der kulturellen Konnotation von *Weiblich* und *Männlich* erreicht ist.

Christa Nebenführ, geb. 1960, studierte Philosophie bei Rudolf Burger. Sie ist Darstellerin, Regisseurin, Dramaturgin und Autorin. Zuletzt erschien von ihr der Roman „Blutsbrüderinnen“ (Milena-Verlag, 2006) Sie veranstaltet ab 4. 7. die Sommerlesereihe des Literaturkreises Podium.

burtstag am 18. August den Höhepunkt der zeitgleich offiziell beendeten Saison markierte, ist wesentlicher Teil des Ischler Nimbus. Der andere wird vom Großbürgertum, von Aristokraten und Adabais, Industriellen und Künstlern wie der Operetengesellschaft genährt. Manche Vertreter sind geläufig, andere gerieten in Vergessenheit. In Arnboms Inszenierung bekommen sie alle ihren Auftritt: Franz Lehár (Villa heute ein Museum) oder Emmerich Kálmán (Mieter der Sarsteiner-Villa), auch die „Golze“, wie die Schriftsteller-Zwillinge Emil & Arnold (Rosenstöckl) genannt werden.

Zwischendurch betritt auch der König von Siam die Bühne: Tschulalongkorn, der 150 Kinder sein Eigen genannt haben soll und sich samt Gefolge im Juni 1897 in Ischl einfand. Im Grandhotel Bauer nahm man nicht weniger als 36 Zimmer in Beschlag. Die Kurkappelle hatte eigens die siamesische Volkshymne einstudiert.

Zwischendurch betritt auch der König von Siam die Bühne: Tschulalongkorn, der 150 Kinder sein Eigen genannt haben soll und sich samt Gefolge im Juni 1897 in Ischl einfand. Im Grandhotel Bauer nahm man nicht weniger als 36 Zimmer in Beschlag. Die Kurkappelle hatte eigens die siamesische Volkshymne einstudiert.

Aus historischer Sicht wurde sie zur Geburtsstätte der Erfolge Oscar Blumenthals, etwa auch des 1896 gemeinsam mit Gustav Kadelburg verfassten Lustspiels *Im weißen Rössl*. Dem Original, das im Laufe der Jahrzehnte gegenüber der gleichnamigen Operette in den Hintergrund rückte. Die Villa Blumenthal ist eine von 40, deren Geschichten und Lebenswege einstiger Besitzer und Bewohner die Historikerin Marie-Theres Arnbom in akribischen Recherchen bis in die Nachkriegsjahre rekonstruierte. *Die Villen von Bad Ischl – Wenn Häuser Geschichten erzählen* erschien Ende

Fertigteilvilla in Ischl: wiegt 30 Tonnen, besteht aus Pechkiefer, kam aus Chicago. Foto: Amalthea-Verlag

achtung“ schildert Arnbom die Fakten dieses akkurat ausgeführten Unternehmens, das von Drohungen und Einschüchterungen geprägt war. Der größte Profitueur war der Gau Oberdonau, der eine Chance sah, seine finanziellen Probleme zu beheben. Gemanagt von Wilhelm Haenel, dritter und um 21 Jahre jüngerer Ehemann von Ella Pancera, die für ihre Paganini-Variationen legendäre „Clavier-Walküre“ und die von ihrem 14. Lebensjahr bis zu ihrem Tod 1932 ihre Sommer in Ischl verbrachte. Haenel, Ingenieur bei den Berliner Gaswerken, beginnt sich schon 1936 für die NSDAP zu engagieren. Er ist von der eifrigen Sorte, und sein Plünderungsgebiet erstreckt sich bis Bad Aussee. Bei zwölf der 40 kapitelweise porträtierten Gebäude ist er in die Ent-eignung involviert, tatsächlich waren es noch mehr.

Wenn es einer Gebrauchsaneignung eines solchen historischen Substrats bedarf, empfiehlt die Autorin zwei Varianten. Entweder Seite für Seite lesen oder einen Streifzug vor Ort, mit samt vorgeschlagener Routen.

Marie-Theres Arnbom, „Die Villen von Bad Ischl“. € 25,00 / 272 Seiten. Amalthea-Verlag, Wien 2017

„Die Spezies Architekt wird aussterben“

Der italienische Architekt und MIT-Forscher **Carlo Ratti** plädiert für einen offeneren Umgang mit Wissen und Wahrheit. Sein Ziel ist eine kollektiv gelebte Kultur des Teilens. Ein Appell für Open Source Architecture.

INTERVIEW: Wojciech Czaja

STANDARD: Haben Sie jemals eine Idee geklaut oder gegen das Urheberrecht verstoßen?

Ratti: Das ist eine große Frage für einen Gesprächsbeginn! Intuitiv würde ich sagen: nein. Aber tatsächlich wird es wohl ein Ja sein. Sämtliche Ideen in unserem Büro und auch am Massachusetts Institute of Technology (MIT) entwickeln wir im Team. Da kann man nie genau sagen, welche Idee von wem stammt. Ich fürchte, da werden einige Urheberrechtsverletzungen darunter sein.

STANDARD: Und wie stehen Sie zum Hacken?

Ratti: Hacking ist eine der Kernkompetenzen der MIT-Kultur. Wir alle hacken, und zwar nach Möglichkeit alles. Das ist unser Job. Durch Hacken werden Fehler aufgedeckt und neue Ideen und Mutationen geboren. Hacken und Kreativität sind untrennbar miteinander verbunden. Das ist Evolution!

STANDARD: Sie machen sich für Crowd Creativity und für eine Öffnung und Lockerung des Copyrights stark. Warum eigentlich?

Ratti: Crowd Creativity hat es immer schon gegeben. Bloß gab es dafür andere Bezeichnungen. In der italienischen Kunstgeschichte sind manche Werke nicht eindeutig einem Meister zuzuordnen. Raffael beispielsweise hatte in seiner Werkstatt so viele Schüler, dass bei einigen Madonnen und Papstbildnissen gar nicht klar ist, was tatsächlich von ihm stammt und was nicht. Und doch sprechen wir immer von Raffael. Eigentlich müssten wir Raffael-Crowd dazu sagen. Das ist Open-Source-Kunst!

STANDARD: In Ihrem Buch „Open Source Architecture“ schlagen Sie vor, die Architektur und Stadtplanung zu öffnen und ebenfalls in Form von Open Source jedem zugänglich zu machen. Wie genau kann man sich das vorstellen?

Ratti: Ich vergleiche die Idee der Open Source Architecture gerne mit dem Softwareprogramm Linux oder dem Online-Lexikon Wikipedia. Es geht darum, kostenlos und ohne Hürden Wissen zu teilen. Dadurch soll Architektur einer großen Zahl an Menschen zur Verfügung gestellt werden. Auf Wikipedia sind es die User selbst, die Content produzieren.

STANDARD: Werden wir dann alle zu Architekten?



Foto: Daniele Ratti

Ratti: „Es geht nicht ums Klonen von wenigen, unveränderlichen – weil urheberrechtlich geschützten – Prototypen, sondern um Mutation, also um das kontinuierliche, emanzipierte Weiterentwickeln.“

Ratti: Das ist einer der heikelsten Punkte. Natürlich braucht es hier nicht nur die Wahrheit und Korrektheit von Daten wie im Fall von Wikipedia, sondern auch technisches Know-how und planerische Kompetenz. Ich denke, diese Daten können aus ganz unterschiedlichen Disziplinen kommen – von Architektinnen, Stadtplanerinnen, Soziologen, Ingenieuren und Ökonomen. Aber natürlich braucht es ein gewisses Mindestmaß an Wissen. Die richtige Dosierung zu finden ist eine der großen Herausforderungen für die Zukunft.

STANDARD: Wo passiert das heute schon?

Ratti: Die bekannteste und medial am häufigsten diskutierte Plattform ist mit Sicherheit WikiHouse. Außerdem gibt es Goteo, Brickstarter, Estate Guru, Open Architecture Network und viele andere. All diese Plattformen bemühen sich um eine Multiplizierung von Wissen und Wahrheit. Es tut sich schon sehr viel, aber noch ist das Thema tabuisiert und zu wenig verbreitet.

STANDARD: Welche Einsatzgebiete können Sie sich für Open Source Architecture vorstellen?

Ratti: Aus heutiger Sicht sehe ich einen sinnvollen Einsatz im Bereich von Notquartieren, die im Zuge natürlicher und politischer Krisen und Katastrophen benötigt werden. Sehr sinnvoll erachte ich Open Source Architecture im Bereich

Entwicklungshilfe. Für die indisch-amerikanische Prajnopaya Foundation haben wir vor einigen Jahren das sogenannte „Tsunami Safe(r) House“ entwickelt. Die Pläne und das technische Know-how werden kostenlos zur Verfügung gestellt. Allein in Sri Lanka wurden auf dieser Basis mehr als 1000 tsunamisichere Häuser errichtet.

STANDARD: Und was bringt Open Source Architecture außerhalb dieses Katastrophenkontextes?

Ratti: Seit der Industrialisierung und seit der Moderne steigen die Produktionszahlen und der damit verbundene wirtschaftliche Druck rasant an – ob das nun im Design, in der Industrie oder in der Baubranche ist. Es wird permanent produziert, und wir haben überhaupt keine Möglichkeit mehr, das Produzierte auf seine Richtigkeit und auf seine Angemessenheit zu überprüfen. Die Öffnung des Wissens wäre für mich ein Mittel zur Reflexion, eine Art Gradmesser, mit dem wir überprüfen könnten, ob wir auf dem richtigen Weg sind.

STANDARD: Das müssen Sie bitte erklären!

Ratti: Schauen Sie sich nur einmal die Kommentare auf Trip Advisor und die Kundenbewertungen in den vielen Suchmaschinen an, die wir heute im Internet vorfinden! Es ist die Crowd, die beurteilt, ob ein Produkt attraktiv und wettbewerbsfähig ist oder nicht. Diese Qualität, diese interdisziplinäre Kundenkompetenz ist auch auf

die Architektur und Stadtplanung übertragbar.

STANDARD: Und das wird zwangsweise zu besseren Häusern und zu schöneren Städten führen?

Ratti: Ja, davon bin ich überzeugt. Evolution erzeugt Vielfalt und Qualität – und zwar unabhängig davon, ob wir nun von natürlicher oder von künstlicher Selektion sprechen. Diese Evolution würde die gebaute Umwelt massiv bereichern.

STANDARD: Indem dann jeder sein eigenes Einfamilienhaus in die Landschaft drückt?

Ratti: Gehen Sie davon aus, dass die neuen Technologien in der Baubranche wie etwa Building Information Modeling (BIM), Customized Production und 3D-Druck erst der Anfang sind! Die Entwicklung wird uns noch viele Überraschungsmomente bescheren.

STANDARD: Laufen wir mit dieser Banalisierung und Egalisierung von Schaffenskraft nicht Gefahr, dass früher oder später die ganze Welt gleich aussieht?

Ratti: Aber nein! Ganz im Gegenteil. Befragen wir doch einmal Mutter Natur: Wie viele Spezies gab es vor 3,5 Milliarden Jahren? Und wie viele gibt es heute auf der Welt? Na also! Indem wir das Wissen öffnen und die Konsumenten zur Selektion bevollmächtigen, steigern wir

die Vielfalt unserer gebauten Umwelt. Es geht ja nicht ums Klonen von einigen wenigen, unveränderlichen – weil urheberrechtlich geschützten – Prototypen, wie uns das die Moderne aufoktroieren wollte, sondern um Mutation, also um das kontinuierliche, emanzipierte Weiterentwickeln.

STANDARD: Und was passiert dann mit der Spezies Architekt? Die wird aussterben?

Ratti: Das wird sie sowieso.

STANDARD: Weil?

Ratti: Gerade mal zwei Prozent des globalen Bauvolumens werden von Architekten geplant. Das ist fast nichts. Es gibt zwar einige wenige Stararchitekten, die Ruhm und Ehre genießen, aber deren Einfluss auf das Bauen ist verschwindend gering. Im Übrigen können wir davon ausgehen, dass durch Robotik und künstliche Intelligenz ein Großteil der heute bestehenden Jobs ohnehin aussterben wird – oder zumindest neu definiert werden wird müssen. Je früher und je aktiver wir das anpacken, desto besser.

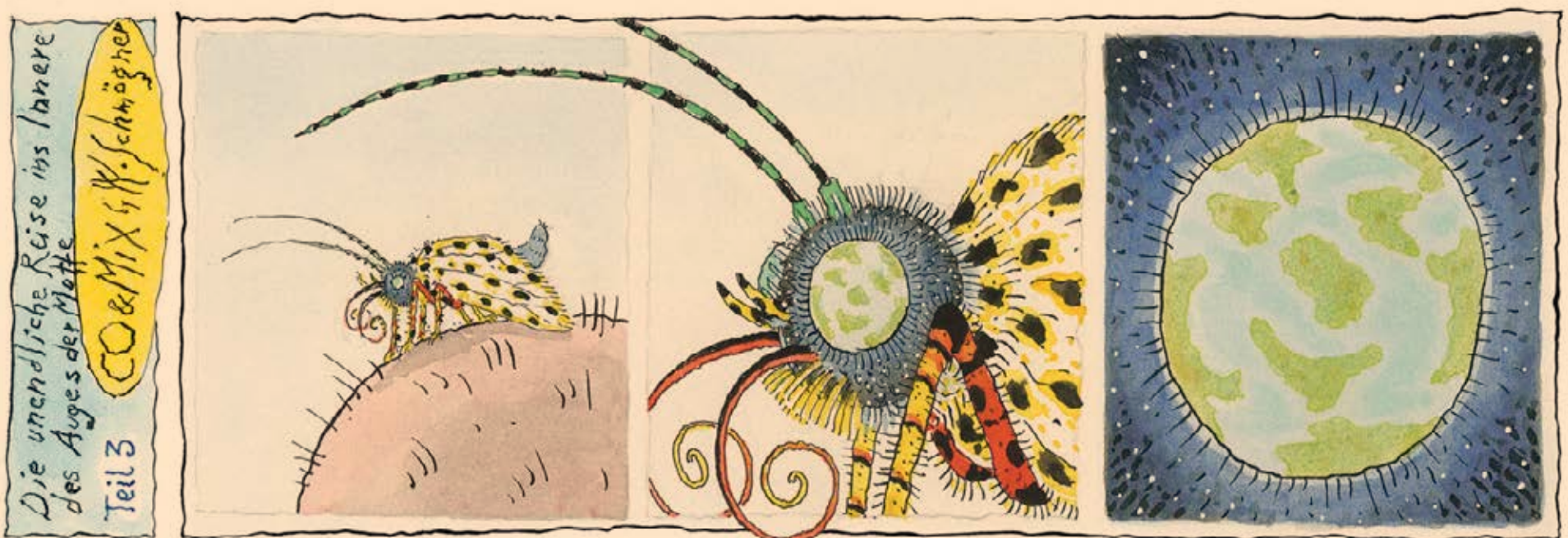
STANDARD: Ihr Buchmanifest „Open Source Architecture“ hat weltweit Beachtung gefunden. Was sind die nächsten Schritte?

Ratti: Ausprobieren und Experimentieren. Die Studierenden und Theoretiker sind von der Abschaffung des Copyrights und der Öffnung im Sinne von Creative Commons sehr angetan. Sie sehen darin einen inspirierenden Handlungsspielraum für die Zukunft. Gleichzeitig jedoch werde ich von Architekten und Professionellen angefeindet, weil sie darin eine Gefährdung ihrer Disziplin sehen. Der nächste Schritt wird sein, zwischen dieser Angst und Euphorie die Wahrheit zu finden.

STANDARD: Wie lange geben Sie sich dafür Zeit?

Ratti: Bis zur Selbstverständlichkeit von Linux und Wikipedia ist es noch ein weiter Weg.

Carlo Ratti, geboren 1971 in Turin, studierte Architektur und Ingenieurwesen. Er lehrt am Massachusetts Institute of Technology (MIT) in Boston und leitet dort das Senseable City Lab. Er ist Mitglied im Global Agenda Council für Stadtmanagement des Weltwirtschaftsforums. Gemeinsam mit Matthew Claudel schrieb er „Open Source Architecture“, auf Englisch erschienen bei Thames & Hudson (London).





Schach, Rätsel und Sudoku Seite 16

Immo-Preise und die Wahrheit Seite 18

WERTVOLLSTE
IMMOBILIENMARKE
ÖSTERREICHS
IMMOBILIENMAKLER
ASSET MANAGER

www.ehl.at

Bezahlte Anzeige

derStandard.at/Immobilien



Foto: Dietmar Tollner

„Am gemauerten Ofen lese ich immer wieder Reiseberichte von Wilfred Thesiger.“ Karl Katzinger mitsamt Sense in der ehemaligen Gaststube seiner Großeltern in Harrachstal.

Vom Schaff aus beobachte ich den Sternenhimmel

Der Künstler und Vielreisende **Karl Katzinger** lebt in einem nahezu autarken System in Oberösterreich. Er verzichtet auf jeden Luxus und bietet seinen Besuchern sogar professionelle Sensenmähkurse an.

PROTOKOLL: Wojciech Czaja

„In diesem Haus in Harrachstal haben meine Großeltern früher eine Gastwirtschaft betrieben. Im Sommer gab es Gäste aus Wien, ansonsten war es vor allem ein Lokal für Holzarbeiter und Fuhrwerker. Rundherum gibt es riesige Waldbesitze, und die im gräflichen Sägewerk produzierten Bretter wurden von Pferdefuhrwerken zum Bahnhof Freistadt gebracht. Es war eine schweißtreibende Arbeit. Hier konnten die Fuhrleute Karten spielen und Pfeife rauchen. In den Fünfzigerjahren wurde das Gasthaus zugesperrt.“

Das Haus stammt aus dem 17. Jahrhundert und wurde von meinen Großeltern ausgebaut. Ich wohne hier jetzt seit etwa 35 Jahren. In der ehemaligen Gaststube, die ich nun als Wohn- und Arbeitszimmer nutze, gibt es einen gemauerten Ofen, an den ich mich im Winter anlehne, wenn ich immer wieder die Reiseberichte von Wilfred Thesiger lese.

WOHNGESPRÄCH

In der Küche befindet sich ein großer gekachelter Tischherd mit zwei Backrohren und einem Wasserschiff. In den früheren Gästezimmern im ersten Stock ist mein Archiv: Tagebücher und Fotografien von Reisen nach Somalia, Jemen, Sudan, Kasachstan, Usbekistan, Aserbaidschan und so weiter. Es gibt alte Fotoapparate, 16-mm-Filmrollen, Super-8-Filme und Kassetten mit Tonaufnahmen von Eisenbahnfahrten in der ehemaligen UdSSR, von U-Bahnfahrten in Kiew, Moskau, Paris.

Ich brauche keinen Luxus. Ich brauche nur den Kontakt zu mir selbst. Meine Toilette ist ein kleines Holzhäusl mit einer Komposttoilette unterm Apfelbaum. Damit gelingt es mir, dass pro Jahr 15 m³ Trinkwasser nicht mit Scheiße verseucht werden. Zum Baden verwende ich ein Schaff aus Fichtenholz. Das Wasser bleibt darin eine Stunde warm. Ich bade immer im Freien. Natürlich auch im Winter. Vom Schaff aus beobachte ich den Sternenhimmel. Hin und wieder rauche ich dabei eine kubanische Zigarre aus dem Low-Budget-Segment.

Große Teile der Einrichtung im Haus sind noch original. Ich habe wenig Geld, will aber auch gar nichts großartig verändern. Zum

Materiellen habe ich wenig Bezug. Wenn ich etwas brauche, finde ich es irgendwo secondhand. Das einzig Wichtige sind für mich meine Sonnenhüte und meine Reserve-Sensenblätter. Ich mähe meinen 4000 m² großen Garten mit der Sense. Das Gras kompostiere ich und verwende es in meinem Gemüsegarten. Was Obst und Gemüse betrifft, bin ich autark. Ich produziere alles selbst und ernähre mich vegan. Mittlerweile kenne ich mich ganz gut aus. Erst un-

längst habe ich ein Symposium zum Thema Subsistenz und Selbstversorgung organisiert. Und im Frühling, Sommer und Herbst biete ich Sensenmähkurse an.

20 Jahre lang habe ich in der früheren Lkw-Garage meines Großvaters Kulturveranstaltungen organisiert – bis ein eifriger Mann Bürgermeister wurde, der meine Garage als Sicherheitsrisiko enttarnete. So mancher Landler-Tanzkurs wurde damals mit großem Polizeieinsatz zu verhindern versucht. Außerdem will er mein Haus an das Kanalnetz anschließen, obwohl darin keine Rohrleitungen vorhanden sind. Das geht so seit zehn Jahren. Der Aktenstoß ist bereits 50 Zentimeter hoch. Das ist mein Haus, das ist mein Besitz. Ich sehe nicht ein, warum mir ein Bürgermeister vorschreiben will, wie ich zu leben habe.

Was meine Zukunft betrifft: Am liebsten würde ich auf einem Fahrrad durch die Welt fahren. Auf Bergstraßen in Albanien etwa, wo die Gewissheit besteht, dass kaum ein Kfz dort herumfährt. Alles, was ich besitze, befindet sich dann auf dem Gepäckträger und in den Fahrradsatteltaschen. Ich würde im Zelt schlafen und könnte ein weiteres Problem lösen: Ich verlege andauernd meine Hausschlüssel. Das wäre dann vorbei.“

Karl Katzinger, geb. 1953 in Freistadt, studierte einige Semester Pharmazie. Von 1973 bis 1981 lebte er in Wien, wo er gelegentlich Texte für den *Falter* verfasste. Seit 1981 lebt er in Harrachstal bei Freistadt. Er gründete den Kulturverein Backwood Association, das Forschungsinstitut Emissionsfreie Technologie und veranstaltete in seiner Garage Drushba Kurse, Vorträge, Musik- und Theaterperformances. Von Mai bis Oktober bietet er Kurse im Sensenmähen und Dengeln an.

www.sensenmaehen.at
www.backwood.at

HWB: 25,11 | f GEE: 0,761
visual: www.bildraum.at

Jede Wohnung mit Freifläche

U-Bahn-Linie U3 in Gehweite

Zentrumsnahes Wohnen

PROVISIONS-FREI!

PG15
PAULUSGASSE 15
1030 WIEN
66
Wohneinheiten
ca. 34 m² - 97 m²

HARING
GROUP
+43 1 20 35 700
verkauf@haring-group.at
www.haring-group.at



NORDMANNGASSE 17
1210 WIEN

STANDARD EXKLUSIV

HÜBL & PARTNER

MIETE | EIGENTUM | VORSORGE

NIEDRIGENERGIEWOHNHAUS

2 - 4 Zimmer | 50 - 139 m²

Balkone | Loggien | Terrassen | Eigengärten
Fußbodenheizung, elektrische Außenbeschattung, Sicherheitstüren, Farbvideo-Türsprechanlagen, Tiefgaragenplätze mit Elektro-Tankstellen, sehr gute Infrastruktur und Verkehrsanbindung

FREIZEITOASE ALTE DONAU
nur wenige Schritte entfernt



01 277 88

www.huebl-partner.com

Wie viel wirklich bezahlt wird

Statistiken zu Immobilienpreisen gibt es wie Sand am Meer. Einig sind sie sich darin, dass die Preise zuletzt stark gestiegen sind. Aber was sagen sie über den Markt aus – und wie beeinflussen sie ihn?

Viele Preisspiegel, unterschiedliche Methoden

Mehrere Daten-Anbieter für tatsächliche Kaufpreise

Franziska Zoidl

Es sind schwer greifbare Zahlen, die regelmäßig für Aufsehen sorgen: In manchen Wiener Bezirken seien die Preise allein im Vorjahr um zehn Prozent gestiegen, heißt es in der einen Statistik. Oder in einer anderen: Der Preis für eine durchschnittliche Wohnung mit 80 Quadratmetern stieg seit 2010 von 221.808 auf 302.563 Euro. Was dabei oft unter den Tisch fällt: Die Statistiken, von denen die Rede ist, beziehen sich alle auf die Angebotspreise von Immobilien – und nicht auf tatsächlich erzielte Verkaufspreise.

Experten raten daher zur Vorsicht. „Diese Angebotspreisspiegel repräsentieren nur einen sehr kleinen Bereich von Wohnungen“, sagte beispielsweise Vlasta Zucha von der Statistik Austria vor kurzem zum STANDARD. Bei Mietpreisspiegeln würden beispielsweise Genossenschafts- oder Gemeindewohnungen nämlich überhaupt nicht aufscheinen, weil diese Wohnungen nicht auf Immobilienportalen angeboten werden: „In die Statistik fließt also nur jener private Bereich ein, der nicht schnell genug weggeht.“

Äpfel und Birnen

Jener Bereich also, der tendenziell eher teuer – vielleicht sogar überteuert – ist. Darauf weist auch Alexander Bosak, Leiter der Researchabteilung beim Maklerunternehmen Otto Immobilien, hin: Denn günstigere Wohnungen seien am schnellsten weg, sehr teure Eigentumswohnungen dafür mitunter auch ein paar Jahre am Markt. Das verfälsche die Statistik. „Außerdem haben Angebotspreise immer eine Verhandlungsspanne“, so Bosak.

Der Immobilienfachmann vermutet auch, dass beim Erstellen der Preisspiegel „nicht immer ganz sorgfältig“ gearbeitet wird:



Foto: Frank Kunert

Ein-Zimmer-Apartment

„Einen Preisspiegel richtig zu machen ist viel Arbeit.“ So müssen zum Beispiel sämtliche Dubletten herausgefiltert werden, etwa weil die gleiche Wohnung von unterschiedlichen Maklern – und teilweise mit unterschiedlichen Angaben zur Wohnung – online gestellt wird. Das funktioniert nur, wenn jemand Wohnung für Wohnung überprüft und, wenn nötig, aus der Statistik nimmt, meint Bosak. Im schlimmsten Fall würden sonst Äpfel mit Birnen verglichen.

Vor wenigen Tagen erst veröffentlichte das Immobilienportal Willhaben gemeinsam mit Immo

United – das Unternehmen hat sich auf die Analyse von Grundbuchdaten spezialisiert – eine Analyse der Preisschere zwischen Angebots- und Verkaufspreisen:

Im Schnitt lag diese bei Eigentumswohnungen österreichweit bei neun Prozent, bei Häusern waren es 22 Prozent – und sie hat sich im Vergleich zu den Vorjahren geschlossen, hieß es in einer Aussendung.

Es fand also zuletzt eine Angleichung statt. ImmoUnited-Chef Roland Schmid interpretiert dies so, dass sich die bessere Transparenz des Marktes hier bereits bemerkbar mache.



Dennoch würden die weitverbreiteten Angebotspreisspiegel den Markt weiter anheizen, glaubt Bosak: „Wegen des mangelnden Zugangs zu realen Abschlusspreisen können diese überhöhten Preise im Kopf der Konsumenten Wirklichkeit werden.“

Michael Klien vom Österreichischen Institut für Wirtschaftsforschung sieht zumindest einen Zusammenhang zwischen der Berichterstattung über die Preise und der Nachfrage nach dem sogenannten „Beton-gold“: „Wenn steigende Preise dazu führen, dass die Preiserwartungen für die Zukunft nach oben geschraubt werden – etwa durch höhere Renditeerwartungen für Investoren und Anleger –, kann dies zusätzliche Nachfrage erzeugen.“ Und so die Preise in die Höhe treiben.

Recherche nötig

Bosak mahnt dazu, nur gut recherchierte Statistiken heranzuziehen – und sich nicht nur darauf zu verlassen: Wer sich eine Wohnung kaufen will, soll sich auch bereits abgeschlossene Kaufverträge im selben Objekt ausheben lassen. Nur so könne man sich ein realistisches Bild von den Preisen in der Gegend machen – ohne auf den statistischen Durchschnitt vertrauen zu müssen.

„Und man ist immer gut beraten, wenn man sich beraten lässt“, sagt Bosak und meint Immobilienmakler oder Gutachter, die zurate gezogen werden können. Letztendlich ist der Preis nur einer von vielen wichtigen Aspekten einer Immobilie. Auch Kriterien wie die Ausstattung und der Zustand des Gebäudes müssen in die Bewertung einfließen. Wenn all das passt, dann ist es am Ende oft das Bauchgefühl, das über den Kauf einer Wohnung entscheidet. Und das lässt sich mit nackten Zahlen nun wirklich nicht erfassen.

Wien – Wer verlässliche Daten über den österreichischen Immobilienmarkt will, muss vor allem bei Mieten zwischen den unzähligen Angebotspreisspiegeln, die auf Inseraten basieren, genauer schauen. Die Statistik Austria erstellt ihre erst kürzlich wieder präsentierte Mikrozensus-Wohnungserhebung etwa anhand von Befragungen von rund 20.000 Haushalten. Hier sind Bestandsverträge aber genauso enthalten wie Neuabschlüsse. Wenn ein günstiger Altmietvertrag beendet und durch einen teureren neuen Mietvertrag ersetzt wird, wirkt sich das entsprechend aus.

Einen anderen Weg geht die WKO mit ihrem jährlichen Immobilienpreisspiegel, der kommende Woche wieder erscheint. Er beruht auf Maklerbefragungen einerseits und enthält andererseits nur Neuabschlüsse für Objekte, für die keine Mietrechtsbegrenzungen gelten – also den sogenannten „freien Markt“. Altbauwohnungen, die dem Richtwert unterliegen, oder Gemeinde- und Genossenschaftswohnungen sind hier – anders als bei der Statistik Austria, die die Segmente aber auch einzeln auswertet – nicht inkludiert.

Was Verkaufspreise betrifft, so gibt es seit einigen Jahren verlässliche Daten. Auf tatsächlich erzielten Preisen basieren etwa der Häuserpreisindex und der Preisindex für selbstgenutztes Wohneigentum der Statistik Austria, die seit zwei Jahren publiziert werden. Dafür wird auf Daten des Grazer Unternehmens ZT Datenforum zurückgegriffen. Auch die WKO verwendet für ihren bereits erwähnten Preisspiegel für Kauftransaktionen die Daten aus Graz.

Das Wiener Unternehmen ImmoUnited wiederum beliefert seit einigen Jahren u. a. das Maklernetzwerk Remax für dessen jährlichen Immo-Preisindex mit aktuellen Kaufpreisdaten, und seit kurzem zählt auch der Österreichische Verband der Immobilienwirtschaft (ÖVI) zu den Kunden des Unternehmens von Roland Schmid. Seit Jänner hat Schmid außerdem mit *bodenpreise.at* eine Website online, auf der Grundstückspreise auf Gemeindeebene abgerufen werden können. Sowohl er als auch ZT Datenforum analysieren die Kaufvertragsammlung des Grundbuchs. (red)

STANDARD EXKLUSIV

KOLLITSCH

loft
LAISSEFAIRE

**DAS BESTE
SEEVERMÖGEN
AM WÖRTHERRSEE.**

0463 / 26 00-606

www.laisseefaire.at

Die gefragtesten Berufe in der IT Seite K 2

Grenzenlose Leistung und die Folgen Seite K 9

derStandard.at/Karriere



Foto: Frank Kumert

■ Büroschlaf

Die eigene Wirklichkeit

In der digitalisierten Arbeitswelt ist eine nie dagewesene Unmittelbarkeit entstanden: Chefs können online bewertet werden, Kunden auf Facebook reklamieren. Das sagt allerdings wenig über Glaubwürdigkeit aus.

Lara Hagen

Das sich Unternehmen ihren zukünftigen Mitarbeitern als die tollsten, innovativsten und erfolgreichsten präsentieren – Bezahlung bestens, Kollegen genial, Büro wunderschön –, ist man schon gewöhnt. Natürlich würde es interessieren, was davon auch wirklich stimmt.

Theoretisch ist das seit ein paar Jahren möglich – in Form von Arbeitgeberbewertungsplattformen. Mitarbeiter und Bewerber können hier mit ihren Bewertungen die Diskrepanz zwischen Selbstdarstellung und Arbeitsrealität schließen. Allerdings zeigt bereits ein Blick in die Geschäftsmodelle, dass es doch nicht so einfach ist: Unternehmen bezahlen dafür, auf dem Portal präsent zu sein, wer bewerten will, kann dies gratis – und anonym – tun. Wie sich das in der Praxis niederschlägt, illustriert das Beispiel des Medienkonzerns Österreich auf Kununu: Fast alle Bewertungen sind sehr negativ, eine einzige Person spricht vom „Top-Arbeitgeber mit viel Gestaltungsfreiraum“. Hinter negativen Bewertungen vermuten Unternehmen Kampagnen von Exmitarbeitern, äußerst positive Meldungen wirken auf User hingegen wie Schleichwerbung direkt aus der Personalabteilung. Authentizität geht anders.

Dass sich Arbeitgeber – wenn auch nur theoretisch – dem Urteil ihrer Mitarbeiter stellen, passt allerdings zum Gebot der Stunde für Unternehmen: Transparenz.

Die neue Offenheit berührt dabei viele Bereiche: von Mitarbeiterbefragungen und Fragestunden mit dem Vorstandsvorsitzenden („Book Your Boss“) über Personalpolitik mit anonymen Aufnahmeverfahren oder Assessment-Center bis zum selbstverständlichen Auftritt auf sämtlichen Kommunikationskanälen und dem Austausch dort mit Kunden. Türen und Ohren sind demonstrativ offen – allerdings sind da auch die Hintertüren, die meist erst bei genauerem Hinsehen entdeckt werden.

Beispiel Gehalts-Transparenz: Hier würden sich laut Arbeiterkammer zwar die meisten Unternehmen an die gesetzliche Regelung halten, wonach in Stellenausschreibungen Angaben zur Bezahlung gemacht werden müssen. Doch meistens werden nur den gesetzlichen Erfordernissen genüge getan, indem das kollektivvertragliche Mindestgehalt angegeben und auf die Bereitschaft zu Überzahlung ohne nähere Angaben hingewiesen werde, kritisiert die Kammer.

Beispiel offener Umgang mit Mitarbeitern: Auch der Chef, der unter Angestellten im Großraumbüro sitzt, ist nicht zwangsläufig näher an den Wünschen und Sorgen dieser dran. „Wer die Gefühle der Mitarbeiter erreicht, hat gewonnen“, sagt Andreas Kaufmann, Aufsichtsratsvorsitzender von Leica diese Woche beim Strategieforum in Wien, „aber der Dia-

log muss echt sein. Die Mitarbeiter spüren, ob es jemand ernst meint mit ihnen.“ Ist die Beziehung nicht echt, bleibt der Auftritt dennoch ein hilfreiches Instrument zum Employer-Branding (Werbung als attraktiver Arbeitgeber) für zukünftige Mitarbeiter.

Beispiel Social-Media-Präsenz und Kundennähe: Nie war es so einfach, mit Unternehmensvertretern in Kontakt zu treten, Fragen zum Produkt zu stellen oder sich zu beschweren. Ein Vorteil für beide Seiten. Gleichzeitig bietet die Präsenz auf Facebook,

Youtube und Co aber auch nie dagewesene Werbemöglichkeiten für Unternehmen und ihre Produkte. Statt darauf zu warten, dass Journalisten zugesandte Pressemitteilungen übernehmen, beschloss Coca-Cola

beispielsweise ein eigenes Onlinemagazin zu starten – seit diesem Jahr gibt es *Coca-Cola Journey* auch in Österreich. Besucher der Seite erwartet ein Blick hinter die Kulissen beim Werbespotdreh mit David Alaba, Lauftipps von einem Leichtathletiktrainer oder ein Porträt über eine dreifache Mutter mit zwei Jobs, die auch noch Vorstand eines Fußballklubs ist. Was das mit dem Getränk zu tun hat? Ihr Verein ist beim Bundesfinale des Coca-Cola-Cups dabei, erfährt man im Beitrag.

Viele Unternehmen tun es mittlerweile Coca-Cola gleich und verlassen sich für die Produktion von Inhalten nicht nur auf eine Reihe

von Mitarbeitern, sondern auch auf bekannte Testimonials wie Sportler, beliebte Blogger oder andere bekannte Personen.

Dass diese Strategie mehr mit Marketing als mit Offenheit zu tun hat, wissen die meisten Konsumenten. Eine Stanford-Studie zeigt allerdings, dass 80 Prozent der Kinder und Jugendlichen nicht zwischen Nachricht und Werbung unterscheiden können. Strategien wie jene von Coca-Cola sind Paradebeispiele des neuen Stars am Werbehimmel, dem sogenannten Content-Marketing. Der Journalist Wolf Lotter bezeichnete dies im Wirtschafts-magazin *Brandeins* schlichtweg als „Backdoor-Marketing“: „Dabei machen Blogger und andere ‚Experten‘ einfach ein bisschen Propaganda, wofür sie ja auch bezahlt werden, was aber dann doch nicht immer in den Beiträgen erwähnt wird.“ Unternehmen schaffen sich die eigene Wirklichkeit.

Noch drastischer formulierte es OMV-Kommunikationschef Johannes Vetter im STANDARD: Diese Form von Marketing habe die Kraft, den Unternehmen die Moral unter den Füßen wegzuziehen. Gefördert würde unter anderem die unredliche Vermischung von Anzeigenverkauf und redaktioneller Arbeit. Gefragt sei laut Vetter vor allem kritischer Journalismus, um Glaubwürdigkeit sicherzustellen. Ein kritischer Blick und Selbstverantwortung wären freilich auch für Arbeitnehmer und Konsumenten wichtige Instrumente, wollen sie hinter die eigenen Wirklichkeiten blicken.

PERSONAL MOVES

KARIN BAUER

Wahrlich richtig



Auch in der New World of Work ist es so: Der Algorithmus konstruiert die Wahrheit. Je mehr

Leute drüber reden, liken, desto wahrer. Traffic macht Wahrheit. Community macht Wahrheit. Der Wirklichkeitsgehalt wird unerheblich.

Ob Menschen „wahrlich“ zueinanderpassen, ob jemand wahrlich kompetent, das Tun eines Unternehmens wahrlich gut ist: Der Algorithmus sagt es und holt sich das Heer seiner zufälligen Gefolgschaft. Ein Geschäft. Ein Marketing, eine Werbung.

Es bedarf keiner vertieften philosophischen Bildung, um mit Sicherheit zu wissen: Bloß weil es viele glauben, muss es lang noch nicht wahr sein. Vielleicht benötigt dieser Sinnspruch aus Großmutter's Weisheitskiste in gegenwärtigen Onlinezeiten eine paradoxe Adaption: Weil es viele im Moment glauben, ist der Wahrheitsgehalt vielleicht gering. Wie tatsächlich noch Orientierung finden? Bleib skeptisch, bleib kritisch, gehe einen Schritt zurück und folge nicht dem ersten Impuls, bleib bei dir.

„Man kann völlig ungeniert lügen“

Unwahrheiten zu verbreiten habe mittlerweile Methode – und werde gesellschaftlich kaum sanktioniert, sagt **Julia Wippersberg**, Lehrende am Institut für Publizistik. Wie lassen sich Fake-News enttarnen?

INTERVIEW: Lisa Breit

STANDARD: Laut einer Studie der Stanford University können vier von fünf amerikanischen Jugendlichen nicht zwischen glaubwürdigen und Fake-Nachrichten unterscheiden. Wie erklären Sie das?

Wippersberg: Die Befunde sind sicherlich auch auf Europa und auf Österreich übertragbar. Jugendliche wissen nicht, wie man richtig mit Quellen umgeht. Also vertrauen sie dem, was ihnen plausibel erscheint. Sie glauben das, was andere auch glauben.

STANDARD: Hat sich die Mediennutzung Ihrer Studierenden geändert?

Wippersberg: Sie konsumieren seltener klassische Medien. Stattdessen sind sie in sozialen Netzwerken unterwegs. Auch das Wissen darüber, was am Tag zuvor passiert ist, wird weniger. Dahinter steckt wohl die vermeintliche Sicherheit, ohnehin alles im Internet nachschauen zu können. Das ist grundsätzlich richtig – nur fällt es schwerer, Informationen richtig einzuordnen und zu bewerten.

STANDARD: Ist das Internet also Grund allen Übels?

Wippersberg: Was stimmt, ist, dass die Bedeutung der Medien schwindet. Sie galten ehemals als die Instanzen der Glaubwürdigkeit. Informationen zu überprüfen, das ist der Job von Journalisten. Im Netz kann jeder alles schreiben. Auch wenn es nur seine eigene Meinung ist, sie erscheint dort als Faktum. Ein gutes Beispiel dafür ist Donald Trump.

STANDARD: Aber wurde nicht schon immer mit Unwahrheiten Politik gemacht? Lange vor Facebook, lange vor Trump.

Wippersberg: Durch die neuen Technologien wurde es aber viel einfacher, am öffentlichen Diskurs teilzunehmen. Auch der Verbreitungsradius ist größer: Über soziale Medien kann man viel mehr Leute gleichzeitig erreichen. Aber das Phänomen, dass Politiker lügen, gab es natürlich früher schon. Auch, dass Medien diese Falschmeldungen irrtümlich ver-



Foto: Frank Kunert

■ Live-Übertragung

breitet haben – man nannte das „Zeitungsente“.

STANDARD: Ebenso wenig neu ist die selektive Wahrnehmung.

Wippersberg: Absolut. Jedoch ist die Menge an Informationen insgesamt gestiegen. Und Algorithmen personalisieren sie.

STANDARD: In der Endphase des US-Wahlkampfes wurden Fake-Stories auf Facebook öfter geteilt als jene seriöser Medien. Was macht Falschnachrichten erfolgreich?

Wippersberg: Ihre Schnelligkeit. Die erste Nachricht, die einen erreicht, bleibt eher im Gedächtnis. Und fehlerhafte Information zu veröffentlichen geht eben schneller. In diesen Wettlauf sollten traditionelle Medien keinesfalls einsteigen. Ganz nach dem Motto der Nachrichtenagentur Associated Press: „Be first, but be right“ – Richtigkeit geht vor Schnelligkeit.

STANDARD: Und welchen Einfluss hat Sensation auf den Erfolg einer Fake-Nachricht? Beispiel ist die vermeintliche Meldung, der Papst befürworte die Wahl Trumps.

Wippersberg: Sensation spielt eine große Rolle. Früher hieß es: Wenn

man lügt, soll man so lügen, dass man nicht auffliegt. Das scheint heute überhaupt nicht mehr zu gelten. Das Beispiel Papst ist ein gutes – schließlich ist es sehr unwahrscheinlich, dass er eine Wahlempfehlung abgeben würde. Meldungen könnten skurriler kaum sein. Man kann völlig ungeniert lügen, es gibt keine gesellschaftliche Sanktion. Schreit jemand auf und sagt: Wir wollen ordentliche Nachrichten? Nein.

STANDARD: Woran liegt das?

Wippersberg: Viele haben es lieber angenehm, machen sich nicht die Mühe, zu recherchieren. Heute habe ich gelesen, dass ein Zitronenphobiker jemanden angegriffen hätte, weil er Zi-



Julia Wippersberg, die an der Universität Wien Medienkompetenz lehrt, rät zu größerer Quellenskepsis.

Foto: Robert Harson

tronenschlürfergeräusche gemacht hat. Stimmt das? Als Konsumentin kann ich selten den Wahrheitsgehalt überprüfen, meist nur die Quelle und das ist aufwendig.

STANDARD: Werden Fake-News im Vorfeld der österreichischen Nationalratswahl eine Rolle spielen?

Wippersberg: Ich vermute schon. Gerüchte zu streuen hat mittlerweile Methode. Man erlangt damit eine gewisse Themenhoheit, denn sie zu entkräften ist viel Arbeit. Optimistisch stimmt mich aber, dass sich viele Einrichtungen dem Kampf gegen Fake-News verschrieben haben. Die österreichische Presseagentur hat etwa eine Initiative gestartet, es gibt „Safer Internet“ und „Mimikama“, die über Internetmissbrauch aufklären. Es wird also nicht ganz so einfach. Die Medien werden ebenfalls vorsichtig sein. Ebenso könnten Rezipienten bereits sensibilisiert sein und genauer prüfen, woher eine Information kommt.

STANDARD: Was macht neben Quellenkritik Medienkompetenz aus?

Wippersberg: Wichtig ist zu verstehen, wie Journalismus funktioniert, aber auch wie Werbung und PR funktionieren. Nur dann kann man Äußerungen richtig einschätzen. Essenziell ist auch eine Grundskepsis: Geht das überhaupt, oder geht das nicht? Außerdem gilt es, sich regelmäßig ins Bewusstsein zu rufen, dass die eigene Facebook-Timeline nur einen Ausschnitt der Realität zeigt. Man kommt aus seiner Blase nur schwer heraus, wenn man nicht weiß, dass man drin steckt.

STANDARD: Meinen Sie, dass das ausreichend gelehrt wird?

Wippersberg: Der Grundstein muss in den Schulen gelegt werden. Dort gibt es aber bereits einen ambitionierten Lehrplan, zu wenig Personal, viele Schüler haben schlechte Deutschkenntnisse. Wie sollen Lehrer da zusätzlich Medienkompetenz

unterrichten? Zudem müsste man vielen von ihnen erst einmal Medienkompetenz beibringen.

STANDARD: ... Was machbar wäre.

Wippersberg: Ja. Die Frage ist nur, ob sich Schüler von den Lehrern viel sagen lassen zu einem Thema, mit dem sie sich, wie sie glauben, ohnehin ständig beschäftigen. Es gibt aber bereits einige gute Projekte, etwa „Zeitung in der Schule“, das Interesse wecken soll. Aber nicht nur für Jugendliche, für alle ist das Thema wichtig.

STANDARD: Wo müsste die Erwachsenenbildung ansetzen?

Wippersberg: Sie müsste zunächst mehr Angebote schaffen. Allerdings wird es schwer, Menschen damit zu erreichen, die das nicht interessiert.

JULIA WIPPERSBERG (41) lehrt am Institut für Publizistik der Universität Wien. Einer ihrer Schwerpunkte ist Medienkompetenz.

G dwarfs and Giants rewriting the future of organization

NEXT:PEDITION
A learning program towards next:land

5 Modules – 5 Cities.

AN INNOVATIVE LEARNING PROGRAM ON CREATING A FUNDAMENTAL SHIFT IN THE WAY WE WORK, LEAD AND ORGANIZE.

APPLY NOW! www.dwarfsandgiants.org
office@dwarfsandgiants.org

TIPP

Universitäts- & Masterlehrgänge

»UNTERNEHMENSBERATUNG, TRAINING & COACHING« MBA
Infoseminar: 19. Juni, 18 Uhr, Wien
Start: 26. Oktober 2017

»TRAINERINNENAUSBILDUNG – TRAIN THE TRAINER«
Infoseminar: 12. Juni, 18 Uhr, Wien
Start: 14. September 2017

»PSYCHOTRAUMATOLOGIE & RESILIENZ« M.A.
Infoseminar: 7. Juni, 18 Uhr, Wien
Start: 6. April 2018

»PSYCHOSOZIALE BERATUNG / LEBENS- & SOZIALBERATUNG« MSc
Infoseminar: 12. Juni, 18 Uhr, Wien
Start: 15. September 2017



ARGE Bildungsmanagement
T: 01 263 23 12-0, Fax-DW 20
www.bildungsmanagement.ac.at
office@bildungsmanagement.ac.at
Wien | Innsbruck | Graz | Linz
Klagenfurt |

- Berufsbegleitend studieren
- praxisorientiert
- universitäre Standards

bezahlte Anzeige

